

**Zentralasien
Von Turkmenbaschi bis Almaty
Reisetagebuch**



28. Juni – 27. Juli 2009

Von Baku übers Kaspische Meer.

Sonntag, 28. Juni / Abflug von Berlin.

Sonntag, 28. Juni, Flughafen Berlin-Tegel, gegen Mittag. In gut zwei Stunden startet unser Flugzeug nach Riga. Mit H., seinem Freund T. und F., die mich zum Flughafen gebracht hat, warte ich an einem Imbissstand, dass es endlich losgeht, als plötzlich überdreht und hektisch D., unser dritter Mitreisender, auf uns zustürzt und uns mit einem Sturzbach von Worten zuschüttet. Er habe versehentlich den Autoschlüssel seiner Frau mitgenommen, und gerade habe das Magnetfeld einer Supermarktkasse seine EC-Karte außer Gefecht gesetzt ... Alles riecht nach Auflösung und einem heillosen Chaos. Das ist der Beginn unserer Zentralasienreise in diesem Jahr.

Natürlich finden wir für alles eine Lösung. T. wird D's Frau den Schlüssel bringen, H. wird D. das nötige Kleingeld vorschießen, und wir hoffen alle, dass sich dies alles nicht als schlechtes Omen für unsere Reise erweist.

Zentralasien, das war ursprünglich ein Projekt von H. und mir. Es sollte die Verbindung schaffen zwischen den vielen Südostasienreisen seit Beginn der 90er Jahre und unserem neuen Interesse am Osten und an Russland, das uns mit F. vor zwei Jahren nach Sibirien geführt hatte. Ich hatte die Details vorbereitet, dann hatten wir gemeinsam die Route festge-



Start in Berlin-Tegel ...

legt, die von Baku und dem Kaspischen Meer aus alle fünf zentralasiatischen Länder umfassen sollte. Mit Baku zu beginnen, darüber waren wir lange im Zweifel, denn das hieß, über das unsichere Turkmenistan fahren zu müssen, das sich wie ein großer Wüstenriegel vor den zentralasiatischen Block legt, und von diesem Land wussten wir anfangs außer skurrilen Geschichten über einen größenwahnsinnigen Diktator wenig mehr, als dass es mit den Visa schwierig werden könnte.

Mit Turkmenistan umfasste die Route in den vier Wochen, die uns zur Verfügung standen, immerhin sechs Länder, mit all der Reiselogistik, die damit auf uns zukam, und die zurückzulegende Strecke wurde damit erheblich länger. Die Alternative hätte bedeutet, statt nach Baku gleich nach Taschkent zu fliegen.

Wir entschieden uns für die mühseligere Route, für das Rundumpaket „Zentralasien“, weil wir es einfach spannender fanden, gleich vom Eingang her, nämlich vom Kaspischen Meer aus, zu starten anstatt von irgendwo mittendrin. Wenn schon ein Querschnitt durch die Region, der ohnehin nur kursorisch sein konnte, dann sollte er auch die Unterschiedlichkeiten der Landschaften und Staaten möglichst umfassend abbilden.

D. war später hinzugestoßen, und wie so oft, wenn man nicht von Anbeginn dabei ist, wurde Zentralasien nie wirklich zu seinem Projekt. Zwar begann er unsere Reise in seiner unnachahmlichen Art bald zu mystifizieren – er verknüpfte sie einfach mit dem Bangkok-per-Traktor-Projekt, das er zu seinem 60. Geburtstag entwarf. Konnte es tatsächlich gelingen, Thailand auf dem Landweg mit dem Traktor zu erreichen? Dieser Weg würde doch durch die zentralasiatischen Länder führen ... Das malte er uns wortreich aus, doch für die handfeste Wirklichkeit der Planung, für die Route oder sonstige Details der Vorbereitung interessierte er sich nicht im mindesten. Er wolle eben gern mit uns fahren und sich dieses Mal ganz auf uns verlassen, sagte er uns und das war so auch in Ordnung. Oft hatte ich es umgekehrt auch

nicht anders gemacht. Doch letztlich wussten wir: Viel lieber wäre er nach Südostasien, zu irgendeinem seiner vertrauten Ziele aufgebrochen, und manchmal brach das auch offen durch.

So blieb es denn H. und mir überlassen, die Visa zu beschaffen. Lange waren wir unsicher, wie wir das angehen sollten. Ein Reisebüro einbeziehen? Da drohten erhebliche Kosten und das lag uns auch nicht. Nach und nach kamen die notwendigen Informationen zusammen, und als wir dann einfach angingen, zuerst mit dem usbekischen Visum, weil das am einfachsten schien und weil wir das bei jeder Reisevariante brauchen würden, stellte sich wie so oft alles als wesentlich unkomplizierter heraus als ursprünglich angenommen. Auch für Turkmenistan, das wir uns als nächstes vornahmen, hatten wir bald Klarheit. Normale Visa für



Eine mächtige Mauer umgibt die Altstadt von Baku.

Turkmenistan konnte man nur erhalten, wenn man eine begleitete Tour buchte. Das war gar nicht mal so teuer, wie ich durch Anrufe bei Reisebüros in Turkmenbaschi erfuhr, und für kurze Zeit spielten wir mit der schaurigen Option, uns von einem Spitzel im Mietwagen durch das Land kutschieren zu lassen. Doch es gab eine Alternative hierzu, nämlich Transitvisa zu beantragen. Dann

blieb einem die Beschattung erspart, das Visum wurde allerdings nur für fünf, in seltenen Fällen für sieben Tage ausgestellt und in dieser Zeit mussten wir das große Land durchquert haben. Eine Besonderheit dabei: Im Gegensatz zur üblichen Praxis wird das Visum *tagesgenau* ausgestellt.

Von den turkmenischen Reisebüros erfuhr ich währenddessen, dass es manchmal Schwierigkeiten gebe, weil aus Baku kommende Schiffe in Turkmenbaschi nicht abgefertigt werden könnten und dann tagelang vor dem Hafen vor Anker lägen. Was würde dann aus unseren Visa werden? Das Rätsel klärte sich auf, als uns die turkmenische Botschaft mitteilte, dass wir statt eines Visums beim *Staatlichen Migrationsdienst in Turkmenistan* einen *Visagenehmigungsschein* beantragen müssten. Mit diesem ausgerüstet erhielten wir dann die tagesgenauen Visa passend bei unserer Ankunft an der Grenze. Ein- und Ausreiseort, Reiseverlauf, Reisezweck und Begleiter seien der Botschaft in einem formlosen Anschreiben genau zu benennen, dann klappe das in der Regel ohne Probleme. Zehn Tage später erhielten wir den Schein tatsächlich per E-Mail zugeschickt, so dass wir dann auch die Visa für Aserbaidschan und die auf Usbekistan folgenden Länder Tadschikistan, Kirgisistan und Kasachstan beantragen konnten.

D., nebenher noch mit der Aufarbeitung eines akuten Ehedramas beschäftigt, nahm an all dem kaum teil und wenig davon überhaupt wahr. Da er kaum in der Lage ist, mit einem Computer umzugehen, registrierte er nicht einmal, dass ich ihm zwischenzeitlich schon zweimal den Reiseplan und auch das Genehmigungsschreiben für Turkmenistan zugeschickt hatte. Doch auch ich war froh, da ich kurz nach einer Handoperation viel Zeit mit Krankengymnastik verbringen musste, dass H. mir diesmal einen großen Teil der Visabeschaffung abnahm. Eine Zeit lang hatte ich sogar gebangt, dass die Folgen des Bruchs die Reise ganz verhindern könnten ...

Die tadschikische Botschaft hatte ich übernommen, eine mittelgroße Wohnung in einem hässlichen Zweckbau, der nicht, wie ich erwartet hatte, im Osten Berlins, sondern im Herzen des Westens in Charlottenburg lag. Den breiten Flur hatte man mit einer gemütlichen Sitzgruppe mit Tischchen zu einer Art Wohnzimmer umgestaltet. Ich war der einzige Kunde und wurde von dem Angestellten der Botschaft mit freundlichem Handschlag begrüßt, vermutlich war er kurz davor, mir einen Wodka anzubieten. In der kasachischen Botschaft ging es mit Schalter und Warteraum professioneller und distanzierter zu, dafür musste ich aber eine fast zweistündige Fahrt mit Straßen- und S-Bahnen auf mich nehmen, um in die abgelegene Ecke Rosenthals im Norden Berlins zu gelangen, wo die Botschaft in einer Villa mit Gartengrundstück residiert.

Allein vom Zeitablauf her war die Beschaffung der Visa bei der Fülle der Länder, die wir bereisen wollten, ein nicht ganz unkompliziertes Unterfangen, und für mich erschwerte sich das noch durch meine Fußballreise nach Sankt Petersburg, die mitten in die Vorbereitungszeit



Deutsche Gemütlichkeit ... Das Altstadthotel in Baku.

fiel. So zog sich alles über ganze sechs Monate bis in den Juni hin. Doch wie auch immer: Jetzt warten wir hier am Flughafen, die Koffer sind abgegeben, in unseren Pässen kleben fünf ganzseitige Visa, das mit buntem Wappen versehene Genehmigungsschreiben für Turkmenistan ist sorgfältig verstaут, und nachdem unsere Begleitungen sich verabschiedet haben, fallen Unmut und Stress, die D's Schlampereien bei

uns hervorgerufen haben, schnell von uns ab. Die Reise beginnt – nichts anderes zählt jetzt mehr.

Drei Stunden später landen wir in Riga, wo wir einen Zwischenstopp einlegen müssen. Wir fliegen mit *Air Baltic*, einer Tochter der *Scandinavian Airlines*, die seit einem Jahrzehnt mit beharrlicher Konsequenz dabei ist, den osteuropäischen und zentralasiatischen Markt zu erobern. Pikanter Weise hatte die Airline uns zwischendurch eine Flugumbuchung durchgegeben, bei der die Ankunft in Riga *nach* dem Abflug nach Baku gelegen hätte. Das ließ sich aber schnell bereinigen.

Warten in einem sterilen, leeren Flughafenrestaurant. Vor uns schwimmen Schweinerippchen in einer dicken, braunen Soße. Dazu schlagen wir uns mit lettischem Bier den Bauch voll. Von einem sonnendurchfluteten Café aus beobachten wir die Startbahnen, auf denen kaum etwas passiert. Inmitten einer saftig grünen Wald- und Wiesenlandschaft gelegen, ist der blitzmoderne Flughafen, immerhin *der* Knotenpunkt für *Air Baltic*, mit seinen lichten, menschenleeren Hallen von einer irritierenden Provinzialität. Neben uns hat sich eine dralle Russin mit hellgrünem Kleidchen und nadelspitzen Stöckelschuhen auf eine Bank geflezt, im Arm einen großen Teddybär, der sie vor nichts beschützen wird. Um 20.30 Uhr Aufbruch zu unserem Anschlussflug.

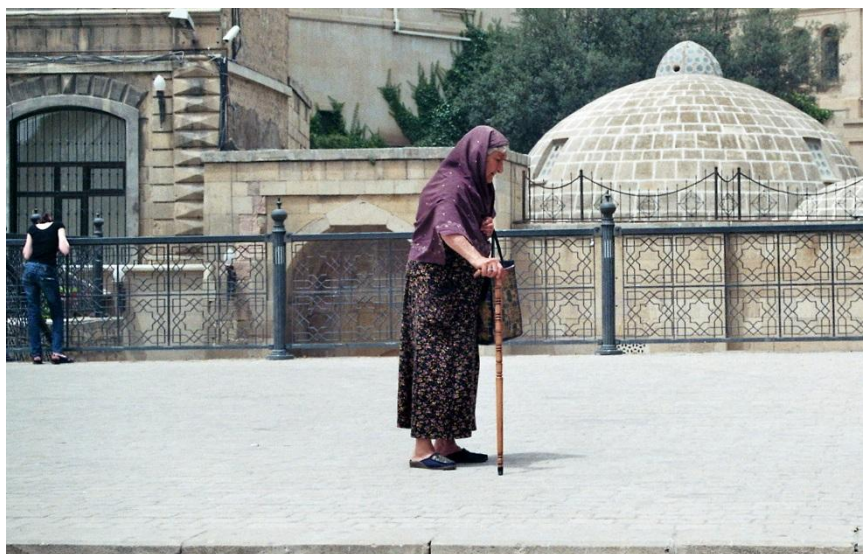
Mit drei Stunden Zeitverschiebung landen wir um 2.30 Uhr Ortszeit in Baku. Der Flughafen beinahe verlassen um diese Zeit, ein grauer, toter Ort, an dem nur noch ein paar blasse Angestellte herumlungern. D. versucht in einem Allroundladen noch ein paar Bier aufzutreiben, doch H. und ich verschmähen die warme Plörre und am Ende gibt er händeringend auf. Das

Taxi knöpft uns für die Fahrt in die Innenstadt 30 Euro ab. Das sattem bekannte Gangstertum um solche Uhrzeit, keine Chance dem zu widerstehen.

Immerhin wissen wir, was wir suchen. Das erstaunlicherweise deutsch benannte *Altstadthotel*, wie der Name sagt, mitten in *Icheri Shekher*, der Altstadt von Baku, gelegen, hat sich schon früh als einzig realistische Wahl für die aserbaidshanische Hauptstadt herauskristallisiert, ein überraschend preisgünstiger Ort in einer Stadt voll sündhaft teurer Hotels. Bei der Recherche ist mir schon anhand der Hotelpreise deutlich geworden, welche Bedeutung die zentral am Kaspischen Meer gelegene Stadt als internationale Handels- und Ölmetropole besitzt. Auch die aserbaidshanische Währung hat einen erstaunlich hohen Wert. Der neue *Manat*, abgekürzt AZN, der 2006 den alten abgelöst hat, ist immerhin 84 Cent wert, während in der alten Währung noch fast 6000 AZM für einen Euro bezahlt werden mussten.

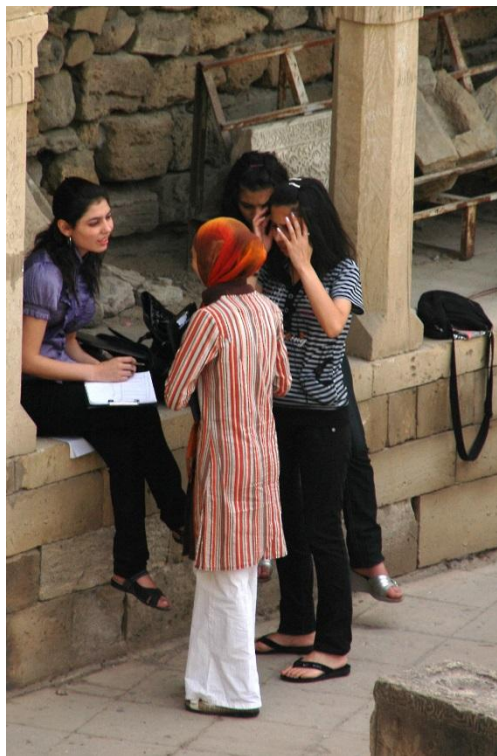
Sternenklare Nacht, um uns herum alles still. Sachte dämmt der Morgen herauf, doch die Stadt schläft noch. Der Taxifahrer hämmert an die Tür des unscheinbaren Baus, der um diese Zeit grau und abweisend wirkt. Er will weiter, Feierabend machen. Auch wir sehnen uns danach, durchgeschwitzt, wie wir sind, endlich zur Ruhe zu kommen. Doch der freundliche, etwas verwirrte junge Mann, der uns nach ein paar bedrohlich ruhigen Minuten schlaftrunken einlässt, weiß nichts von der Reservierung, die ich eine Woche zuvor radebrechend mit klopfendem Herzen zustande gebracht hatte. Einiges Hin und Her, ratloses, immerhin bemühtes Telefonieren. Es stellt sich heraus, dass sie noch einen Gast erwarten, der wenig später auch eintrifft, und ihm scheint das letzte freie Bett zu gebühren.

Am Ende aber geht alles gut. D. und H. erhalten ein Doppelzimmer, mir wird, mehr oder weniger verschämt, für die erste Nacht eine Art Besenkammer im Erdgeschoss zugewiesen. Ein kahler, weiß getünchter kleiner Raum am Ende des vom Empfang ausgehenden Flurs.



... und die Alten ziehen vorbei (Foto: D.).

Fenster. D. und H. lassen ihr Zimmer unabgeschlossen, damit ich in der Nacht aufs Klo gehen kann. Die bemühten Wirtsleute bringen mir noch ein Kopfkissen. Nachdem ich endlich eingeschlafen bin, friere ich bald unter dem dünnen Tuch, mit dem ich mich nur zudecken



Small Talk ...

An der Wand ein paar Haken, an denen Kleider der Angestellten hängen, die sich auf der Pritsche wohl mal für ein paar Minuten ausruhen können. Das Licht der nackten Glühbirne ist an das Flurlicht gekoppelt, das durch die teilverglaste Türscheibe in den Raum fällt. Mit Ausnahme des Betts ist das Zimmer leer, es gibt weder Waschbecken noch Toilette, wenigstens aber ein wenn auch abgetöntes

kann. Verzweifelt mit dem Laken kämpfend, ziehe ich eine Wolldecke ein. Jetzt bekomme ich Schweißausbrüche, weil mir zu warm ist. Doch irgendwie, denke ich, froh zu liegen, werde ich diese Nacht schon überstehen und ich freue mich, dass wir in Baku angekommen sind.

Montag, 29. Juni / Baku.

Müde und verschwitzt liege ich am Morgen lange wach und lausche auf ein Lebenszeichen meiner Freunde, damit ich endlich duschen kann. Das freundliche Mädchen an der Rezeption blickt ein wenig bekümmert drein, als ich im Schlafanzugoberteil über den Flur husche. Meine Unterkunft ist allen peinlich und zur Entschädigung teilen sie mir nun ein wundervoll lichtet Doppelzimmer im ersten Stock zu, vermutlich das schönste im ganzen Haus. Für die Nacht in der Kammer werden mir nur 20 statt 50 AZN berechnet.

Das kräftige Frühstück in dem holzgetäfelten Frühstücksraum, der auf eine schöne Terrasse führt, holt mich endgültig in den Tag zurück. An den Wänden Plakate von Spielen einheimischer Fußballmannschaften gegen deutsche Zweitligaklubs. Berti Vogts ist hier Nationaltrainer. Als wir losgehen, hängt ein grauer, trüber Himmel über der Stadt. Doch nach dem langen, regnerischen Juni in Berlin genieße ich die warme, schwüle Luft wie eine freundliche Umarmung. Aus der Altstadt, in der unser Hotel liegt, schlendern wir ins Zentrum, wo wir im Fährhafen unsere Überfahrt nach Turkmenistan klar machen wollen. Großzügige, aufgeräumte Straßen, die Stadt macht einen gepflegten, ordentlichen Eindruck. Zum ersten Mal in meinem Leben sehe ich das Kaspische Meer, das unter dem grauen Himmel in unscheinbarer Blässe daliegt. Eine breite, um diese Zeit fast menschenleere Promenade führt am Ufer entlang. Vor dem *Dom Sowjet* mit seinem, wie die Russen es lieben, riesigen, zur See gewandten Vorplatz sind die Brunnen, die den Platz mal beleben sollten, stillgelegt, die abgelegte Pracht der Sowjetzeit bröckelt.



Hier werden die Fahrkarten fürs Kaspische Meer verkauft...

Dahinter am Hafen ist der gerade fertiggestellte, kolossale Meeresbahnhof noch nicht in Betrieb. Das Ufer entlang zieht sich eine endlose Reihe von Baustellen. Hier zeigt sich das Baku der Zukunft, das Geld hat. Während wir, auf einem holprigen Randstreifen balancierend, riesengroße Tafeln passieren, die für luxuriöse Hochhausapartments werben und einen Seeblick versprechen, von dem wir nichts wahrnehmen können, zieht in

einem endlosen Strom, Stoßstange an Stoßstange, der großstädtische Verkehr an uns vorüber. Gestank und Lärm hüllen uns ein und nirgendwo sehen wir auch nur eine Spur der im *Lonely Planet* eingezeichneten Verkaufsstelle für unsere Tickets.

Entnervt von der langen Sucherei ringen wir uns dazu durch, ein Taxi zu nehmen. Der Fahrer ist erst auch selbst ratlos. Irgendwie findet er aber zwischen all den meterhohen Bauzäunen dann doch die richtige Einfahrt. Plötzlich befinden wir uns auf einer alten, gepflasterten Gasse und der Lärm der Baustellen ist verschwunden. Der Weg führt an niedrigen, wind-schiefen Häusern vorbei, die vielleicht einmal zu einem Fischerquartier gehört haben. Wenige Meter hinter einer Schranke, die die Durchfahrt zum Hafengelände versperrt, hält der Fahrer vor einem kleinen, weiß getünchten Verschlag. Bis auf ein Schild *Kassa* lässt kein Hinweis erkennen, worum es sich handelt. Die Tür ist verschlossen. Mit Hilfe eines Wachmanns ruft der Taxifahrer, der sich viel Mühe gibt, uns zu helfen, eine Frau herbei, eine Rus-sin, die den Raum aufschließt und uns hinein bittet. Doch ihre Mühen, per Telefon jemanden zu erreichen, bleiben erfolglos. Am Ende bestellt sie uns für morgen neun Uhr erneut ein –

doch ohne Gepäck, betont sie auf Russisch und beruhigt uns: Alles kein Problem, alles kein Problem...

In einem Promenadencafé sitzen wir unter Bäumen an runden, orangebunten Plastiktischen, trinken Bier und vertilgen Döner aus kaltem Fleisch. Danach Siesta, die Nacht sitzt uns noch in den Knochen. Ich genieße mein neues Zimmer, ein freundliches, helles Refugium.

Bakus Altstadt wird durch die großen Sandsteinblöcke geprägt, mit denen passend zum Staub der aserbajdschanischen Wüste fast alle Gebäude errichtet wurden. Autos werden nur in begrenzter Zahl hineingelassen. An den Toren der großen Mauer, die das Stadtviertel umgibt, stehen Polizisten und kontrollieren jedes Gefährt. Die Mauer erinnert mich an Marokko, doch im Vergleich zu den marokkanischen Städten fehlt das quirlige Gewusel der Ba-

sare, es gibt kaum Cafés, kaum Restaurants, kaum Geschäfte, wenig Menschen. Die Altstadt ist schön, aber sie lebt nicht wirklich und mir fällt Skopje ein, wo ich eine ähnliche Leere empfand. Da schlurften schwarz gekleidete, gebückte alte Frauen durch die Altstadt, die man nach dem verheerenden Erdbeben von 1963 wieder neu aufgebaut hat, das Leben aber hatte sich längst in die jenseits des Flusses gelegene, hässliche Neustadt verzogen.

Auch hier wirkt das neue Stadtzentrum viel lebendiger. Auch *sowjetische Stadt* genannt, schließt es sich mit einer Mischung aus Großbürgerarchitektur und stalinistischem Protz jenseits der Mauer im Nordwesten an die Altstadt an. Läden jeder Preisklasse, bis hin zu den großen internationalen Labels, Restaurants, Cafés, repräsentative Gebäude, im wahrsten Sinne des Wortes riecht man hier das Öl, das den Reichtum der Stadt ausmacht, und hier spielt sich auch das Leben ab, das der Altstadt fehlt. Die Straßen sind voll mit Menschen, in den Geschäften wird eifrig verkauft, Zeitungshändler und Kioskverkäufer bieten ihre Waren an. Auch hier kaum Kopftücher, Religion ist in der Stadt



Straßenverkäufer in der sowjetischen Stadt.

kaum präsent. Die Gesichter verraten stärker persischen Einfluss, als es in Georgien und Armenien der Fall ist. Die Frauen, stolze, schlanke Erscheinungen mit schwarzem Haar und dunkler Sonnenbrille, wirken neugierig, aufgeschlossen, zugänglich, viel empfänglicher für Blickkontakte als ihre Nachbarinnen im Westen. Überall empfangen wir wohlwollende Signale, manche Passanten bieten uns Hilfe an oder grüßen uns einfach so. Ein junger Mann lässt D. auf seinem Handy telefonieren, nachdem er ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, dass seine Telefonkarte für Automaten nicht gilt. Nirgendwo auch nur eine Spur von der neureichen, öligen Arroganz, die ich mir in meinen Klischees ausgemalt hatte.

Abends landen wir in einem stark frequentierten Gartenlokal. Die burschikose, schon etwas angegraute Kellnerin serviert uns die fleischlastigen Hauptgerichte nacheinander, damit wir sie uns teilen können. Dazu ein halber Liter aserbajdschanischer Wodka. Die Rechnung: 67 AZN.

Nachts falle ich gleich in einen tiefen Schlaf, wache aber schon um sechs Uhr früh auf, ohne wieder einschlafen zu können. Trotz des schönen Zimmers bin ich von den letzten beiden Nächten wie zerschlagen.

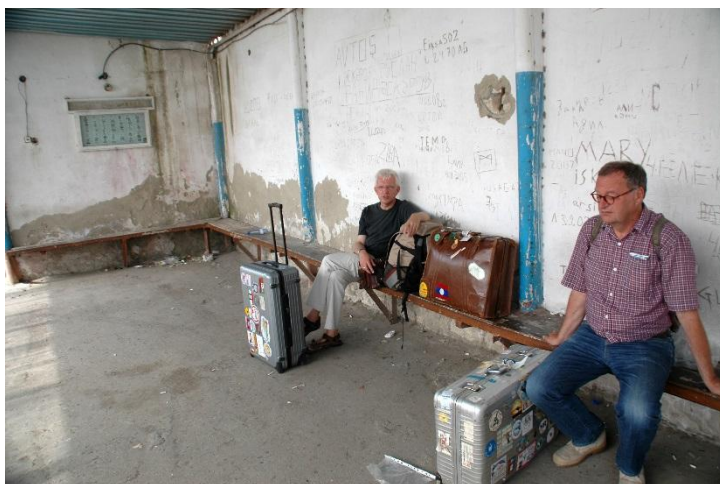
Dienstag, 30. Juni / Baku.

Um 8.30 Uhr steht wie verabredet das Taxi vor der Hoteltür. Doch Fahrkarten – weiterhin Fehlanzeige. Dem russischen Wortschwall entnehmen wir, dass fünf Schiffe am Hafen vor Anker lägen und noch nicht klar sei, mit welchem wir fahren könnten. Aber: *kein Problem*, um 16 Uhr sollten wir wiederkommen. Also umsonst um den Schlaf gebracht.

Keine Lust mehr auf die Stadt. Stattdessen verträdeln wir den Vormittag im Hotel. Ich lese und schreibe im Zimmer. Auf der Terrasse warten wir, dass die Zeit vergeht. Noch mal mit D. in die City, um Dollar einzutauschen und eine E-Mail nach Berlin zu schicken. Zu zweit entsteht gleich eine ganz andere Intensität des Miteinander. Wir essen Mittag in unserem Straßenlokal von gestern, heute aber mit Blick auf die Passanten, die die Straße entlang flanieren. Die *Okroschka*, in Russland eine Suppe, hier ein Joghurtgetränk mit Gurken, wird mir im Wasserglas serviert.

Am Nachmittag klappt es dann endlich. Für teure 73 Euro pro Person erhalten wir Tickets für eine 4er-Schiffskabine. An der Abfertigung hundert Meter weiter bedeuten uns die Wachmänner, noch zwei Stunden zu warten, was wir, bedient von einem unangenehmen, schwulen Kellner, in einem nahe gelegenen Restaurant tun. Als wir endlich die Absperre passiert haben, landen wir in einer offenen Wartehalle, auf deren abgeblätterter Wand schon Dutzende von Passagieren ihre krakeligen Zeichen hinterlassen haben. Ein seltsamer Kontrast, dieses heruntergekommene Hafengelände mit seinen schäbigen Baracken, die noch sowjetische Zeiten spüren lassen, und die aufgeräumte, großzügige Stadt, die entspannten Wohlstand ausstrahlt. Der neue Meeresbahnhof wird bald auch hier für Veränderung sorgen.

Es ist jetzt weit nach 18 Uhr. Immer noch schwitzen wir in der Hitze. Nichts rührt sich. Nachdem wir lange allein gewartet haben, sind jetzt ein paar Passagiere eingetroffen, voll beladen



Warten aufs Schiff.

mit Bergen von billigen, prall gepackten Taschen. Wir erkennen turkmenische Pässe. Ein mafiöser junger Typ mit harten Gesichtszügen, die Augen hinter einer dunklen Sonnenbrille versteckt, umschwirrt die Gruppe, hoffentlich fährt er nicht mit uns. Endlich, um 19.50 Uhr, ist es soweit, ein Grenzpolizist sammelt unsere Pässe ein und alles setzt sich in Bewegung.

An der Grenzstation befällt mich ein mulmiges Gefühl. Turkmenistan war das einzige Land, bei dem sich die Visumfrage schwieriger

gestaltet hatte, und mir schwant, dass die Probleme schon hier in Aserbaidschan losgehen könnten. Ich werde als Erster in das kleine Büro der Grenzer gewunken. Die Beamten wundern sich über das Schreiben, das uns die Botschaft in Berlin ausgestellt hat. Sie blättern lange in einem Ordner, in dem sie kopierte Dokumente abgeheftet haben, doch ein vergleichbares Schreiben finden sie nicht, kennen sie auch nicht. Während D. und H. auf dem Gang draußen warten, klopft mir das Herz. Immer wieder auf Russisch die Frage, was das Schreiben bedeute, und meine radebrechende, stereotype Antwort: *Wir sind Touristen und auf der Grundlage dieses Schreibens erteilen uns die Turkmenen unsere Visa!*

Wahrscheinlich befürchten die Aseris, wir würden, wenn wir ungültige Papiere haben, wieder zurückgeschickt. In diesem Fall wäre auch unser aserbaidshanisches Visum abgelaufen.

Endlich akzeptieren sie das Schreiben aber doch. Zumindest scheint es so. Denn als der schleimige Beamte, der mir den Pass zurückgeben will, noch einmal spielerisch darin blättert, sticht ihm mein Armenienvisum vom Jahr zuvor ins Auge. Wann ich denn bitte in Armenien gewesen sei, fragt er mich und ich spüre geballte Aggression in seinem Tonfall. Ob ich auch Berg Karabach besucht hätte? Die Armenier seien Terroristen, platzt es aus ihm heraus. Ich verstehe das Wort *Genozid*. Er fängt von Neuem an, im Pass herumzublättern, und plötzlich fällt ihm nun in meinem Aserbaidzhanvisum ein Datum auf. Mit dem Finger klopft er ungeduldig auf das Blatt: *Das Visum ist abgelaufen!* Doch was er da sieht, ist das Ausstellungsdatum, wie ich ihm mühsam klarzumachen versuche, und endlich macht einer seiner Kollegen dem bösen Spiel ein Ende und winkt uns durch.

Erleichtert greifen wir unsere Koffer, vor uns der Pier, an dem unser Schiff liegt. Bevor wir noch einsteigen können, kommt uns jemand entgegen, um uns Pässe und Tickets abzunehmen. Nichts ist an ihm, was ihn als Teil der Schiffsmannschaft kenntlich machen könnte – so geht er nun dahin mit unseren wertvollen Dokumenten. Wie oft habe ich so etwas schon erlebt auf Reisen in der Dritten Welt und inzwischen beunruhigt es mich kaum noch. Es gibt ohnehin kein Mittel, dem zu entgehen.



Irgendwo dahinten liegt Turkmenistan.

Über eine Außenleiter klettern wir an Bord. Doch wie weiter? Wir erblicken nichts, was nach einer Rezeption, nach einem Empfang aussehen könnte. Niemand ist zu sehen, niemand interessiert sich für uns. Wir steigen hoch und runter, von Deck zu Deck, ziehen unsere Koffer durch endlose, dunkle Gänge, die alle gleich aussehen, doch nirgendwo eine Kabine mit der Nummer, die auf unserem Ticket aufgedruckt ist. Endlich schlurft eine Frau vor uns über den Gang, offensichtlich eine Angestellte. Abgenutzter, schmutzig-grauer Kittel, gedrungene Figur, eine russische Matrone wie aus dem Bilderbuch, barsch, missmutig, verbraucht. Mürisch schließt sie uns unsere Kabine auf. Welch ein Schock! Ein enges, düster-muffiges Loch mit nackten, wurmstichigen Matratzen, nicht einmal unsere drei Koffer finden Platz darin. Keine Dusche im Zimmer, kein Klo, am Waschbecken fließt das Wasser nicht. Die Duschen, die sie uns widerwillig zeigt, irgendwo versteckt in einem Nebengang, sind abgeschlossen. Das Klo, mit nicht schließender Tür und von einer funzligen, nackten Birne beleuchtet, ist ein verpisstes, ranziges Loch. Man muss auf zwei metallene Trittbretter steigen, um es benutzen zu können. Neben der brillen- und deckellosten Schüssel steht unabgedeckt der verrostete Eimer fürs gebrauchte Papier. Mein Körper wird dieses Klo während unseres Aufenthalts auf

dem Schiff konsequent bestreiken, allenfalls bepinkle ich es aus gesicherter Ferne. Wir fragen die Alte nach Bettzeug. Zwei Dollar pro Person will sie dafür haben, und das bringt das



Fass zum Überlaufen. D., der in der Kabine nicht einmal Strom für sein Atemgerät gefunden hat und sich schon lange kaum noch beherrschen kann, rastet nun völlig aus, es fehlte nicht viel, dann wäre er unser freundlichen Matrone an die Gurgel gegangen. Doch wir sind alle drei reichlich bedient, zumal ich viel von dem wunderbaren ukrainischen Fährschiff nach Batumi erzählt hatte. Also erst einmal zum Restaurant vorkämpfen, ein frisch gezapftes Trostbier zu uns nehmen. Es braucht eine Weile, bis wir uns durchgefragt haben – doch der Laden ist, obwohl das Schiff noch nicht einmal abgelegt hat, bereits geschlossen. Immerhin, der Koch öffnet extra für uns, er brät jedem von uns sogar noch zwei Spiegeleier, dazu gibt es ein bisschen Brot und einen leckeren Tomaten- und Gurkensalat. Doch der nächste Schock folgt auf dem Fuß: Kein Bier an Bord! Nicht eine Flasche! Also Frust und kein bisschen Trost dazu. Es gibt Mineralwasser und aserbaidischisches Pepsi ...

Nach dem Essen entspannt sich die Situation etwas. Die Alte, weniger durch D's Gebrüll als durch H's hart-

näckiges Nachfragen gezähmt, teilt uns eine weitere Kabine zu, die deutlich sauberer ist als die erste und auch fließendes Wasser besitzt. D., ohne sein Atemgerät, bleibt mit unseren Koffern allein in der ersten Kabine, die im Gegensatz zu unserer abgeschlossen werden kann. Inzwischen fließt dort auch das Wasser wieder. Reiseerprobt, wie wir nun mal sind, beginnen wir uns mit den Umständen abzufinden, etwas anderes bleibt uns ohnehin nicht übrig. Bis nach Mitternacht sitzen wir noch auf dem offenen Oberdeck, unsere erste echte Nacht an der Pforte zu Zentralasien. In der Ferne glimmen ein paar Lichter in der Dunkelheit, Bohrtürme vermutlich. Die klare, sternenfunkelnde Nacht, in der das Schiff langsam, fast geräuschlos dahingleitet, verfehlt ihre Wirkung nicht. Allmählich beruhigen wir uns, alles kommt wieder ins Lot.

Mittwoch, 1. Juli / Kaspisches Meer.

Bis halb zehn ein halbwegs erholsamer Schlaf, obwohl das Laken so kurz ist, dass ich mich mühen muss, nicht mit den Füßen an die eklige Matratze zu stoßen. Ein bisschen Katzenwäsche am Waschbecken, rasieren, und ich bin wieder halbwegs frisch. Zum Frühstück erneut Spiegeleier und Kaffee, dazu gibt es Mineralwasser. Als wir fast fertig sind, kommen zwei junge Russinnen in den Raum, die eine, in kurzem Rock und ohne BH, mit spitzen, erigierten Brustwarzen, wahrscheinlich noch Spuren der Morgenwäsche. Den muslimischen Einheimischen, die sie beobachten, muss das als schiere Provokation erscheinen, doch den beiden wird das egal sein – vermutlich sind das immer noch kolonisierte Länder für sie.

Auf dem Oberdeck finden wir ein schattiges Plätzchen auf der einzigen Bank, die man den Passagieren gönnt, doch von denen lässt sich ohnehin kaum mal jemand blicken. Es sind wenig mehr als ein Dutzend Menschen an Bord, der düstere Schlafsaal mit den großen Schlafsesseln ist in der Nacht komplett leer geblieben. Das dürfte auch der Grund sein, dass

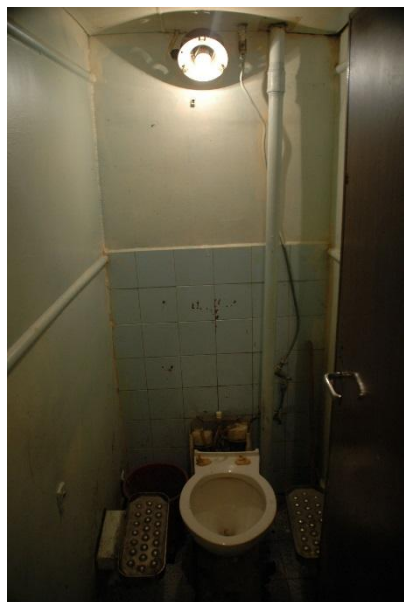


hier niemand für vernünftige Verpflegung gesorgt hat. Für wen? Die Sonne knallt auf den rostigen, grün gestrichenen Boden, vor uns das weite Meer. Bis uns die Hitze von unserem Platz vertreibt, lese ich, begleitet vom leisen Tuckern der Motoren, den öligen Geruch der Maschinen in der Nase, in Tolstois *Krieg und Frieden*.

Klarer, blauer Himmel, die See ist fast bewegungslos ruhig. Auch nachts war kaum ein Schwanken zu spüren. Ab und zu erinnern Ölspuren auf dem Wasser an den Reichtum des Kaspischen Meers. Um 13.30 Uhr stoppt das Schiff. Land in Sicht. Ein paar hundert Meter vor uns die Küste, ein kahler, grauer Strich. Bald darauf wird der Motor ausgestellt. Sekunden später rasselt mit lautem Getöse der Anker ins Wasser. Das dürfte Warten bedeuten, vermuten wir, aber es ist niemand da, den wir fragen könnten ...

Sechs Stunden danach. Inzwischen ist es 19 Uhr geworden. Ich habe lange auf dem Bett gelegen, mal geschlafen, mal gedöst, ein ganz unwirklicher, verträumter Zwischenzustand, weit weg von allem. Zwischendurch haben wir uns im Restaurant mit Kaffee und Tee erfrischt. Mineralwasser und die einheimische Pepsi, die sie uns noch angeboten hatten, sind inzwischen ebenfalls ausgegangen. Der Koch zeigt uns aber stolz eine mit Eis beschlagene Flasche Wodka.

Eine Passagierin tröstet uns, heute Nacht klappe es bestimmt mit dem Anlegen, der Hafen, vor dem acht Schiffe ankerten, habe zwei Anlegepiers. Das bedeutet im günstigsten Fall eine weitere Übernachtung. Wenn wir Glück haben, können wir morgen schon nach Aschgabat weiterfahren. Das würde uns die teure Übernachtung in Turkmenbaschi ersparen. Aber so richtig daran glauben können wir nicht.



Jetzt sitzen wir an Deck auf der Bank, die unser Stammplatz geworden ist. Über uns funkeln die Sterne. Ich schreie und lese, und trotz allem: Ich genieße es, hier zu sein.

Donnerstag, 2. Juli / Kaspisches Meer.

Wieder wache ich um halb zehn auf. Ich lausche auf die Geräusche und Bewegungen des Schiffes. Nichts ist zu hören, nicht die Spur eines verheißungsvollen Tons. Das Schiff liegt bewegungslos vor Anker, keinerlei Veränderung. Damit ist auch unser Traum geplatzt, heute noch nach Aschgabat zu gelangen. Inzwischen hat sich, weil wir eine Übernachtung gespart haben, der Preis für unsere Überfahrt halbiert. Wahrscheinlich wird er noch billiger werden ... Die Dusche, die uns der alte Drachen gestern gezeigt hatte, ist erneut verschlossen und von der Frau ist weit und

breit nichts zu sehen. Also noch mal Katzenwäsche am Waschbecken. Im Frühstücksraum ist noch alles ruhig, die Küchengehilfin muss den Koch erst wecken gehen. Inzwischen ist auch der Salat ausgegangen, unsere Eier essen wir mit mittlerweile schon reichlich trockenem Brot. Der Koch, schon genervt von unseren Fragen, erzählt uns, ein Schiff werde noch abgefertigt, dann seien wir dran. Es klingt, als wolle er uns nur beruhigen.

Das Oberdeck ist mittlerweile unsere zweite Heimat geworden. Wir dösen, lesen, schwätzen, vor uns die Bucht, in der wir mit einem Dutzend anderer Schiffe vor Anker liegen, ein Horizont ewig gleich bleibender Einförmigkeit. Der flache Wüstenstreifen, aus dem die Schornsteine eines Industriekombinats grauweiß in den Dunst ragen, geht in ein kahles Gebirge über, vor dem sich, von zwei Hochhäusern eingekeilt, die Stadt Turkmenbaschi mit ihren niedrigen, hellen Bauten ausstreckt. Über uns strahlt der Himmel in unveränderter Bläue. Ein kräftiger Wind erfrischt uns. Wenn die Sonne zu nahe kommt, ziehen wir mit unserer Bank



einfach ein paar Meter weiter, dem Schatten nach. Selten lässt sich mal ein Passagier auf dem Deck blicken. Ein paar Männer der Besatzung angeln, doch sehr fischreich scheint die ölige See nicht zu sein, denn den ganzen Tag über erbeuten die Angler gerade mal zwei Fische. Zwischendurch

Erholung an Deck.

gönne ich mir immer wieder kleine Auszeiten auf meinem Bett, mit dem ich mich, nachdem wir uns auf zwei Kabinen ausdehnen konnten, längst ausgesöhnt habe.

Nachmittags lassen wir uns abgekochtes Eiswasser und Tee in unsere leer getrunkenen Wasserflaschen füllen. Es fällt nicht leicht, die Stimmung hoch zu halten, zumal die Antworten auf unsere penetrante *wann*-Frage immer unbestimmter und mürrischer werden. Aus dem *не знаю* (*weiß nicht*) lesen wir ein klares *heute nicht mehr* heraus. Eigentlich könnte man die Stille und Einsamkeit an Deck, das wunderbar ruhige Meer, das Blau des Himmels genießen und sich lesend und dösend vor der großen Reise ein bisschen entspannen, doch das Warten und vor allem die Ungewissheit, wie lange das alles noch anhalten wird, verleiden uns die Erholung ein wenig. Immer wieder halten wir Ausschau, ob der Anker sich nicht endlich bewegt. Vor allem D., ohnehin klaustrophobisch veranlagt und körperlich angeschlagen, kommt mit unserer Lage schlecht zurecht. Ihm fehlt sein Atemgerät und die Situation auf dem Schiff, von dem es kein Entrinnen gibt, beschwört Assoziationen an seine Gefängniszeit in der DDR herauf. Er fühlt sich eingesperrt, große Teile des Tags igelt er sich in seiner Kabine ein, kommt nur zum Essen ins Restaurant und ab und zu auch mal hoch an Deck. Vermutlich bereut er längst, sich dieser Reise, die sicher nicht seine Traumreise ist, angeschlossen zu haben.

Fürs Abendbrot, für das wir schon das Schlimmste befürchtet hatten, hat der gutwillige Koch noch ein paar Hühnerteile aufgetrieben, die er uns lecker gebraten mit Kartoffeln und Soße serviert. Dazu gibt es mit abgekochtem Eiswasser gebrühten Tee. Wahrscheinlich wartet er darauf, dass wir endlich den Wodka ordern. Aber ohne Bier wird daraus nichts.



Turkmenistan.

Freitag, 3. Juli / Kaspisches Meer-Turkmenbaschi.

Am Morgen dasselbe Spiel von vorn. Es ist der dritte Tag an Bord und wie gern hätte ich jetzt das Geräusch der Motoren gehört. Doch sie bleiben still, nichts rührt sich. Als wir frühstücken gehen wollen, ist der Raum verschlossen. Wahrscheinlich gibt es sowieso nichts mehr. Doch schließlich erwischen wir sie, unsere seltsam aufreizende Küchengehilfin, hochgekrempelte Arbeitsjeans, Stiefel, rote Bluse, Kopftuch, eine russische Arbeitsmaid wie gemalt. Den Koch muss sie vom Angeln holen. Später, schon an Land, bemerke ich, dass ich



Wartende Schiffe vor der Küste Turkmenistans.

worauf er sich umdreht und bei dem Mann bestellt. Brav liefert dieser, ein Passagier wie wir auch, die Bestellung in der Küche ab ...

An Deck erzählt mir ein Lastwagenfahrer, zwei Schiffe müssten noch aus dem engen Kanal herausfahren, dann seien wir an der Reihe. Auch ihm steht die Warterei mittlerweile bis zum Hals. Inzwischen ist ein weiteres Fährschiff aus Baku vor Anker gegangen. Drei Schiffe liegen dicht hintereinander vor der Küste und warten.

Doch dann ist es endlich so weit. Wie oft haben wir in die Richtung geschaut, wo vor fast zwei Tagen der Anker heruntergelassen wurde, und jedes Geräusch darauf abgeklopft, ob sich dort etwas bewege. Jetzt tut es das wirklich. Es ist Freitag, der 3. Juli 2009, 11.30 Uhr, unser Anker wird gelichtet. Mit lautem Rasseln scheppert das gewaltige Metall an Deck. Wenige Minuten später setzt sich das Schiff langsam in Bewegung. Wir steigen zu unserer Kabine hinunter, um vor der großen Unruhe, die jetzt gleich beginnen wird, noch ein bisschen auszuruhen. Doch kaum liegen wir, erleichtert dem sanften Schlag der Wellen lauschend, den wir so lange vermisst haben, da reißt unser Drachen die Tür auf: Bettzeug einsammeln! D., der in seiner Kabine gar nicht mitbekommen hatte, dass wir wieder fahren, schießt wie von der Tarantel gestochen in die Höhe. Laut brüllend treibt er die verstörte Dame in den Gang zurück.

Für uns beginnt jetzt ein neuer Abschnitt und meine Aufregung wächst. Wird man uns einreisen lassen oder müssen wir wieder zurück nach Baku? Um 13.30 Uhr, nach 46 Stunden Warten, legt unser Schiff am Hafen von Turkmenbaschi an. Wir haben Turkmenistan erreicht! Auf dem Oberdeck harren wir der fälligen Kontrollen. Die erste erfolgt durch eine Seuchenärztin, die sich damit begnügt, unseren Ankunftstag in Baku und unser nächstes Ziel zu notieren. Dann werden wir in den düsteren Schlafsaal geleitet, wo wir auf die Passkontrollen warten müssen. Um 16 Uhr endlich das Signal zum Aufbruch. Wie F. und ich es ein Jahr zuvor in Poti erlebt hatten, balancieren wir eine schmale Eisenstiege zu einem stickigen Unterdeck hinunter, wo wir uns mit unseren sperrigen Koffern an mächtigen Lastern vorbei

ihnen allen Unrecht getan habe. Ich hatte meine Uhr fälschlicherweise um eine Stunde vorgestellt ... Den dritten Tag ungeduscht, rasiere ich mich im Frühstücksraum, wo es die einzige Steckdose gibt, die ich bisher entdecken konnte. Als wir für einen Tee später noch einmal in die Kantine gehen, lassen sich hinter uns zwei Männer nieder. Im Glauben, einen von ihnen erkannt zu haben, sage ich zu H.: *Der Koch sitzt hinter uns,*

durch einen kaum körperbreiten Gang zwingen müssen, um schließlich im Freien auf Gleisen zu landen. Von dort werden wir zu einem Kontrollgebäude geführt, einem großen, hell getünchten Bau, den wir aber noch nicht betreten dürfen. Draußen brennt die Sonne auf unsere Köpfe und nach der langen Schifffahrt zehrt die Warerei an unseren Nerven. Doch die Signale, die die ein- und ausgehenden Beamten und Wachsoldaten aussenden, die immer wieder ein paar freundliche Worte mit uns wechseln, machen uns zuversichtlich, dass hier alles gut gehen wird.

Endlich werden wir in den blitzblank gefliesten Kontrollraum gerufen, wo das Warten weitergeht. Vor uns wird eine ältere Turkmenin mit ihrem halbwüchsigen Sohn abgefertigt. Sie führen mindestens zwanzig zum Teil übergroße Gepäckstücke mit sich, die sie im Schweiß ihres Angesichts auf die Ablage des Röntgengeräts hieven müssen. Alle Einheimischen, auch die beiden Russinnen, die wir im Frühstücksraum gesehen haben, werden bis aufs



Endlich an Land.

Hemd gefilzt. Endlich ein Signal, wir werden zur Passkontrolle gerufen. Nach sorgfältiger Prüfung unserer Pässe und unseres „Passagierscheins“ ist die Unsicherheit vorbei. Wir erhalten ein fünftägiges Visum, das ab dem heutigen Datum bis zum 7. Juli gültig ist. Danach geht es einen Schalter weiter zur Kasse, wo jedem von uns in einer umständlichen Prozedur nicht weniger als 13 Unterschriften abverlangt werden. Der Beamte „vergisst“, mir auf 70 Euro einen Euro zurückzugeben. Als ich das beanstande, korrigiert er sich sofort. Danach wieder zurück zur Passausgabe, wo die Zahlbelege noch mal überprüft werden.

Die Turkmenin und ihr Sprössling haben inzwischen ihre Taschen und Kartons durch die Gepäckkontrolle gewuchtet. Ich lege meinen Koffer auf das Band. Die Beamtin scherzt mit mir, wirft mir stolz ein paar Brocken Deutsch hin. Während sie ihr Kontrollprogramm abspult, entdeckt sie im Koffer meine Erfrischungstücher, die ihr ein verlegen begehrlches Lächeln entlocken. Ich gebe ihr zwei Tücher. Von D. nimmt sie einen Kugelschreiber. Alles läuft hier so ab, wie man es, wenn man nicht gerade an die Dumpfen und Autoritären gerät, an solchen Grenzen oft erleben kann: Ein paar gierige

Geister wittern schnell ihre Chance, die man als Reisender kaum hat, doch es gibt immer auch die anderen, die sich im Rahmen ihrer Normen der Gastfreundschaft bewegen und sich für das, was sie da tun müssen, fast zu schämen scheinen, nicht nur weil es der Gastfreundschaft widerspricht, sondern weil sie auch Respekt und Scheu vor dem vermeintlichen Reichtum der Reisenden haben, die für sie wie von einem anderen Stern zu kommen scheinen. Damit können sie ihre amtliche, für sie ganz existenzielle Pflicht zur Kontrolle nicht recht in Übereinstimmung bringen.

Vor dem Ausgang aus dem Raum abermals eine Passkontrolle und bevor wir den ganzen Komplex der Grenzstation verlassen dürfen, erfolgt noch eine weitere. Erneut werden unsere Daten sorgsam per Hand in ein Buch geschrieben. Aber wo diese Angaben jetzt immer auch landen werden, die Hauptsache ist: Wir haben es geschafft, wir sind in Turkmenistan!

Ein aufdringlicher Taxifahrer fährt uns, nachdem er erfolglos versucht hat, uns ein anderes Quartier – *ganz neu!* – aufzuschwätzen, zur Luxusherberge *Turkmenbaschi*, einem protzigen Palast, den man am Rand der Stadt in die staubige Wüste gesetzt hat. Welch eine Erleichterung, als wir diesen hässlichen Phallus erblicken! Der ganze Staub des Tages, der Stress der Warterei auf dem Schiff, die Unsicherheit vor der Grenze fallen schlagartig von uns ab, als wir in das gekühlte Foyer treten. Der Preis – 50 Dollar fürs Einzelzimmer, 60 Dollar fürs Doppel – ist uns völlig egal. D. stürzt gleich wie ein Besessener auf das Mädchen an der Rezeption zu, spult atemlos das Drama der letzten Tage vor ihr ab, welch ein Stein fällt ihm da vom Herzen. Dann schnell zum Zimmer hoch, Koffer abgestellt und wieder runter an die Bar – aaahh, das erste Bier! Ich komme wenig später nach, nachdem ich mich genüsslich in meinem geräumigen, air-con-gekühlten Zimmer ausgebreitet habe. Welch ein Genuss, die müden Füße den dicken, flauschigen Teppich spüren zu lassen! Der jeden Laut aufsaugende Teppich, die pseudoedlen, dunklen Holzmöbel, die üppigen Spiegel, das große Fenster, das eine traumhafte Aussicht aufs Meer bietet: Für 50 Dollar kommt mir das alles wie Luxus pur vor. Draußen in der Grünanlage vorm Hotel, die ein gähnend leeres Schwimmbad umgibt, spielen aufgeputzte Kinder in weißen Kleidchen. Feine Damen in Abendgarderobe wandeln über die kiesbedeckten Wege. Das ist mein erstes Bild von Zentralasien, ein wahrhaft surreales Entrée.



Begegnung in Turkmenbaschi (Foto: D.).

Wenig später sitzen wir im Restaurant des Hotels und schauen durch die riesigen Fenster auf das weite Meer, dem wir gerade entronnen sind. Im Hintergrund dümpeln die wartenden Schiffe. Wir wollen heute die Stadt meiden und im Hotel bleiben, wo im Untergeschoss eine Disco und eine Bar auf uns warten. Im großen Tanzsaal findet gerade eine Luxushochzeit statt, die ganze *Jeunesse dorée* der Stadt scheint hier versammelt zu sein. Eng umschlungen tanzen die schönen Reichen miteinander, keine der Frauen ist verschleiert. Später stellen sich an der Bar zwischen Tanzsaal und Billardraum ein paar Nutten ein, meist ältere Semester und wie auch die Bediensteten im Hotel russischer Herkunft. Ihnen ver-

dirbt die Hochzeit heute das Geschäft, kein Discovolk weit und breit, das sich für sie interessieren könnte. Als D. am Tresen ein Bier bestellt, schiebt die attraktive Bardame, auf die er ein Auge geworfen hat, das Glas nicht vollständig zu ihm rüber. D. fühlt sich missachtet und der nicht wirklich nachvollziehbare Hass, den er bei solchen „Missachtungen“ entwickeln kann, besonders wenn sie von Frauen kommen, entlädt sich später in einem seltsamen Ausbruch von Aggressivität, für den als Anlass eine nichtige Unstimmigkeit beim Bezahlen herhalten muss.

Als ich mein Zimmer aufschließen will, um mich schlafen zu legen, bricht mir der Schlüssel ab. Es braucht eine Viertelstunde, bis es jemand schafft, die Tür zu öffnen und mich mit einem neuen Schlüssel zu versehen.

Samstag, 4. Juli / Turkmenbaschi-Aschgabat.

Karges Frühstück in unserem Luxushotel, immerhin mit Blick aufs Meer. Es gibt Rührei, je zwei Scheiben Wurst und Käse und eine halbe Tomate, dazu geschmackloses Graubrot. Saft fehlt. In der Restauranttoilette weder Seife noch Handtücher. Aber heruntergekühlt ist das Hotel, Hauptsache Air-Con. Sie üben noch in dieser seltsamen, surrealen Exklave, die

wie herausgehauen wirkt aus dem staubigen, grauen Rest des Landes. Doch für uns ist sie nach dieser Überfahrt genau das Richtige. Als ich an der Rezeption unsere Zimmer bezahlen will, weigert sich das Mädchen, meinen zerknitterten alten Dollarschein anzunehmen. D., der gar nicht selbst bezahlt, ist erneut kurz davor auszurasen. Als ich ihn auffordere, Abstand zu halten, zieht er sich beleidigt zurück.

Nach dem Frühstück bringt uns das Hoteltaxi zum Busbahnhof. In einem Straßenbüchchen werden die Tickets für unsere heutige Reise verkauft, doch niemand kann unsere Dollar wechseln. Wir werden zu einem Geschäft auf der gegenüberliegenden Straßenseite geschickt. Mutter und Tochter hüten den Laden, beide ähnlich verbraucht und überschminkt.



In der Wüste Karakum.

Während sie uns mit verklemmter Neugierde beäugen, probiert der halbwüchsige Sohn seine Deutschkenntnisse aus: *Ballack, Angela Merkel*, das kennen sie auf der ganzen Welt. Aber auch hier können sie unsere Dollar nicht wechseln. Nach Minuten der Ratlosigkeit hat der Chef des Hauses eine Idee. Während D. am Bahnhof wartet, fährt er uns mit seinem klapprigen Lieferauto zum wenige Kilometer entfernten Basar. Bevor wir noch aussteigen können, winkt schon der erste Geldwechsler mit einem Bündel Geldscheine. Wir werden schnell handelseinig. Als H. das zufrieden mit einer Zigarette besiegeln will, stürzt ein Mann auf ihn zu: Rauchen verboten! Seit sich der frühere Staatspräsident Nyýazow nach einer Herzoperation das Rauchen abgewöhnen musste, ist es in der Öffentlichkeit mit Geldbußen belegt. Und das in diesem Raucherland! Beim Fest gestern im Hotel haben übrigens alle geraucht ... Was scheren die Oberschicht die Verbote fürs Volk.

Am Busbahnhof kommt uns D. schon aufgereggt winkend entgegen. Inzwischen gibt es auch hier eine Lösung. Angeblich wollte die Ticketverkäuferin nur wissen, *welchen* Schein sie wechseln sollte. Sie könne durchaus wechseln. Tatsächlich nimmt man nur in den Hotels ausschließlich Dollar an. Ansonsten werden überall völlig offen drei Währungen nebeneinander benutzt. Neben dem Dollar und dem *Neuen Manat*, der erst zu Beginn dieses Jahres eingeführt wurde, gilt auch der *Alte Manat* unverändert weiter. Für uns ist das ziemlich verwirrend, zumal wir aus unseren Reiseunterlagen nur den Alten Manat kannten. Von dem muss man fast 8000 TMM für einen Euro hinlegen, während man vom Neuen Manat nur gut 4 TMT braucht. Wir müssen höllisch aufpassen, dass wir die Währungen nicht durcheinander bringen.

Sollen wir wirklich den Bus nehmen? Der Ticketpreis – dreimal 90 TMT – liegt fast so hoch wie die 100 Dollar, die für eine Taxifahrt veranschlagt werden. Ein paar Minuten stehen wir unschlüssig herum, niemand macht uns ein Angebot ... Dann rufe ich einfach laut über den Platz: *Taxi Aschgabat*? Kurz darauf sind wir tatsächlich für 100 Dollar – Handeln war nicht drin – nach Aschgabat unterwegs.



Blick über Aschgabat.

Aschgabat also, die Hauptstadt Turkmenistans. Sechs Stunden müssen wir für die Fahrt veranschlagen, die größtenteils durch die *Wüste Karakum* führt. *Schwarzer Sand* bedeutet das und das ist von der Wirklichkeit um uns herum nicht weit entfernt. Lange Zeit fahren wir parallel zur Meeresküste durch eine staubige, grau verwaschene Stein- und Gerölllandschaft, in der sich der spärliche Rest Leben gut versteckt hält. Unser junger Fahrer legt ein barbarisches Tempo vor, fährt dicht auf, überholt, wenn er nur gerade noch so vorbeikommen kann, und der Zeiger des Tachos bewegt sich fast immer oberhalb der 100 km-Anzeige. D., der Autofahren überhaupt nicht mehr zu vertragen scheint, sinkt, wenn er sich nicht gerade lautstark beschwert, immer tiefer in den Rücksitz zurück. Immerhin, sicher fährt der Mann ...

Unsere Straße ist gut ausgebaut, doch überall sind Baustellen und oft führt der Weg über parallel laufende Spuren, die in dem weichen Sand schnell eingefahren sind. Bald tauchen die ersten wild laufenden Dromedare auf. Keine Frau geht mehr unverschleiert. Nach einer Weile gehen Steine und Geröll in schütter mit niedrigen Nadelgehölzen bewachsenen Sand über. Im Hintergrund begrenzen dunstverhangene Berge die Sicht. 200 Kilometer vor der Hauptstadt beginnt die Landschaft grüner zu werden, die Oase, in der Aschgabat liegt, sendet ihre Zeichen voraus. Statt der Dromedare sehen wir nun Rinder- und Ziegenherden, ab und zu auch ein paar Schafe, die Tiere finden hier wieder genug zum Fressen. Aschgabat kündigt sich durch eine neue, mächtig in der Sonne glänzende Moschee an, eine Art Autobahn führt uns durch die zersiedelten Ausläufer der Hauptstadt.

Als wir angekommen sind, schenkt uns der Fahrer noch ein paar Äpfel, die er unterwegs gekauft hat, zum Abschied. Vom *Lonely Planet* geleitet, finden wir eine überraschend schöne Unterkunft, das *Hotel Turkmenistan*, ein ganz in warmem Grün gehaltener, stilvoller alter Bau, der seiner byzantinisch auftrumpfenden Nachbarschaft eine fast schon kontrapunktische Bescheidenheit entgegenhält. Unser wunderbar großes Apartment besitzt zwei Schlaf-

räume, zwischen denen noch ein Wohnzimmer liegt, und passenderweise auch zwei Bäder. Doch die böse Überraschung folgt, als D., der im Auto gewartet hatte, nachkommt. Nein,



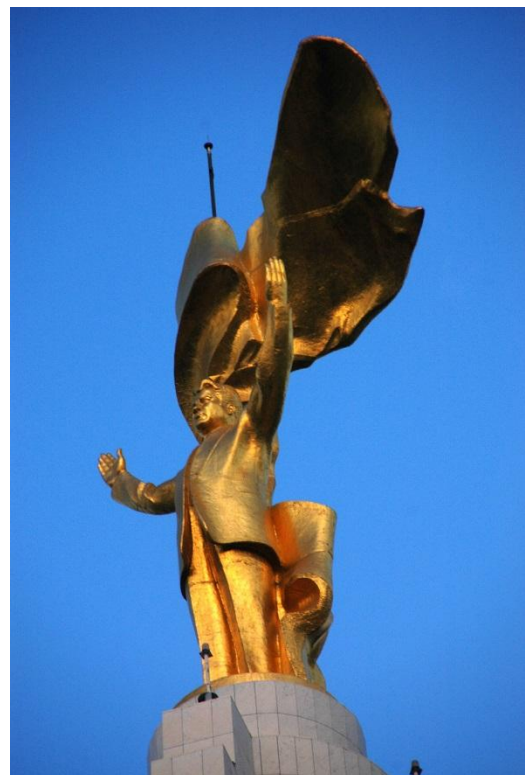
Der Neutralitätsbogen ...

aus den feinsten Materialien – doch die Stadt ist fast menschenleer. Polizisten erblicken wir an allen Ecken, das Volk aber fehlt. Es ist eine blitzblank, wie geleckte Stadt, doch all die mühsam, mit viel Geld hergestellte Perfektion muss bewacht werden. Überall stehen Uniformierte, und jeder unserer Versuche zu fotografieren, wird mit Argusaugen verfolgt, wehe es gerät uns ein regierungsamtliches Gebäude ins Visier. Als wir an einer Tür ein Spiegelbild machen wollen, wird sie gleich aufgerissen, energisch schwenkt der Beamte, der dahinter saß, seine Arme.

Die Krone setzt dem Ganzen der zentrale *Unabhängigkeitsplatz* auf. Seine Mitte nimmt der *Neutralitätsbogen* ein, der der turkmenischen Unabhängigkeit gewidmet ist und sich mit einem Fahrstuhl befahren lässt. Obenauf, 12 Meter hoch und rundum vergoldet, thront, sich mit der Sonne langsam um seine Achse drehend, der große und einzige Führer des Landes: der erste, 2006 verstorbene Präsident des unabhängigen Turkmenistan, *Saparmyrat Nyýazow*. Der überall in der Stadt in Dutzenden vergoldeter Statuen ungebrochen fortwährende Personenkult um seine Gestalt dient wohl noch dem heutigen Regime als Garant der Machterhaltung. Von seinem Thron aus winkt der guldene Herrscher gravitatisch einem Volk zu, das auf dem großen, gespenstisch leeren Platz unter ihm jedoch nicht zu finden ist. Die marmornen Bürgersteige und Plätze der Stadt liegen wie ausgestorben da – als trauten die Menschen dem Frieden nicht, den der Reichtum ihnen vorgaukelt. Nur die Polizisten sind überall präsent. Im Gegensatz zum, wenn es denn mal zu sehen ist, immer freundlichen Volk beobachten sie uns grimmig, viele weil sie darauf gedrillt sind, viele aber

verkündet die Frau an der Rezeption, dieses Luxusapartment dürfe nur von zwei Personen bewohnt werden – eine dieser vermutlich noch aus sowjetischer Zeit stammenden Regularien, deren geheime Logiken wahrscheinlich auch niemand der Einheimischen mehr kennt. Erst nach langer Diskussion gesteht sie uns zu, dort wohnen bleiben zu dürfen, was den Preis jedoch von 70 auf 90 Dollar erhöht.

Abends erster Spaziergang durch die Stadt. Für D. mit seiner Gefängniserfahrung, aber auch für H. und mich wird er zum Horrortrip, zu einem beklemmenden, geradezu alpträumenhaften Erlebnis. Aufwendige Boulevards mit endlos breiten Bürgersteigen, riesige, weite Plätze, die marmornen Böden blank gewienert, protzige Paläste mit in der Sonne blinkenden Goldapplikationen, blühend der Hitze trotzend, bis zur letzten Krume unkrautfreie Blumenbeete, und alles bis hin zu den Straßenlampen und Bänken



... mit dem *Diamantenkranz des Volkes*

sichtlich auch aus Angst und Unsicherheit. Irgend etwas könnte geschehen, was die Ordnung, die sie mühsam zu beherrschen gelernt haben, durcheinander bringt ...

Wir sind froh, nach diesem Albtraum von Stadt dann doch ein Fleckchen zu entdecken, wo es etwas belebter ist. In der schönen, überdachten Markthalle geht es menschlicher und normaler zu als auf den gefliesten Marmorstraßen. Dralle russische Marktfrauen wachen, die Hände in die Hüften gestemmt, hinter den Ständen, die Kaviar, große weiße Käselaike und opulente Kuchen ausstellen. Auch hier ist Kaviar inzwischen teuer geworden, das Kaspische Meer ist von Stören so gut wie leer gefischt. Für eine kleine Dose muss man mindestens 200



Und noch einmal: Erlöser in Gold (Erdbebendenkmal).

Dollar hinlegen, ein Vermögen in diesem Land, doch an Kundschaft scheint es nicht zu mangeln. Alkoholstände gibt es auch. An einem kauft sich D., voller Angst, es könnte das letzte sein, eine riesige Tüte voller Bierflaschen, mit denen er unseren Kühlschrank volllädt.

Niemand stört sich daran, dass ich in der Markthalle fotografiere. Einzig als ich einen Stör aufnehme, will mir eine Verkäuferin das verwehren, doch da habe ich schon abgedrückt. Am Markt nehme ich erstmals auch die wunderschönen hiesigen Frauen wahr, mit ihren filigranen, durchsichtig weißen Gesichtszügen beinahe ätherische Wesen, die mich mehr an Vietnam erinnern, als dass ich sie mit dem Orient in Verbindung bringen könnte. Welch ein Kunststück, in dieser nicht enden wollenden Sonnenbestrahlung eine solche Blässe zu erhalten. Bräune kennzeichnet den Handarbeiter, davon hält man sich fern. Mit ihren fußlangen, elegant taillierten Kleidern, die meist in dezenten Pastellfarben gehalten sind, wirken die Frauen relativ frei, zweifellos ein Erbteil der Sowjets. In den Cafés, die nirgendwo nur Männern vorbehalten sind, sieht man sie in lebhaftes Gespräche vertieft zu-

sammensitzen. Ich genieße ihren Anblick, wenn sie unter ihren duftig hellen Sonnenschirmen mit langsamen, grazilen Bewegungen die Straßen entlang flanieren.

In der Nähe der Markthalle finden wir nach langem Suchen sogar ein einfaches Volksrestaurant. In dem großen, düsteren Kellerraum, aus dem uns eine Kellnerin von der Straße hergewunken hat, esse ich eine von Fettaugen triefende Nudelsuppe, in der ein großer Hammelknochen schwimmt. *Plov*, ein nicht nur in diesem Land verbreitetes Reisgericht, wird uns mit Innereien und ein paar fetten Hühnerstücken serviert. Dazu gibt es Bier in eisgeköhlten, dickwandigen Gläsern. In dieser erschreckenden Stadt ist dieses einfache Restaurant, so wenig aufregend es auch ist, eine wahre Erholung.

Abends an der Bar des Hotels beobachte ich ein paar russische Nutten, die, offensichtlich bestellt, ohne Umstände gleich zu den Zimmern hoch gehen. Ein paar der schon weniger Attraktiven setzen sich in die Lobby. In all dieser erbarmungslosen Ordnung gibt es also doch ein paar Brüche.

Sonntag, 5. Juli / Aschgabat.

Gleich nach dem Frühstück schlendern wir zum Bahnhof, einem futuristischen Bau am Rand des Zentrums, der sich passgenau in die gespenstische Stadtlandschaft einfügt. Wir wollen uns nach Busverbindungen nach Turkmenabat erkundigen. Der Busbetrieb, der den Stadt-oberen vielleicht zu sehr nach einfachem Volk roch, ist jedoch, wie man uns erzählt, zum alten Flughafen verlagert worden, der ein paar Kilometer außerhalb liegt. In der Bahnhofshalle kaufe ich an einem Kiosk eine Flasche Mineralwasser. Ich verstehe *sieben Manat* und gebe sie der Verkäuferin in kleinen Münzen. Als ich schon einige Meter entfernt bin, kommt mir die Frau nachgelaufen und gibt mir das beträchtlich überzahlte Restgeld zurück. Auf dem Weg zurück ins Zentrum befällt mich ein heftiger Durchfall. Die Vorstellung, vor den Augen sprachloser Polizisten auf einen dieser leer gefegten, marmornen Bürgersteige zu kleckern, gefällt mir durchaus. Am Ende rette ich mich in höchster Not aber doch lieber in ein Hotel.



Auf wen spekuliert die Werbeschrift? Russinnen in der Markthalle.

Bei *Turkmenistan Airlines* erkundigen wir uns nach Flügen nach Turkmenabat. Es gibt eine Verbindung für sogar nur 18 Dollar pro Person, doch 21 Uhr ist uns zu spät, wir wollen noch etwas von der turkmenischen Landschaft sehen. Erneut Durchfall. Ich muss mir von H., der ebenfalls Probleme hat, eine *Immodium* erbitten und schaffe es gerade noch bis zum Hotel. Es ist 13 Uhr, D. liegt noch im Bett. Kleine Pause, um 15 Uhr steht er dann mit uns auf.

Erneut zum Denkmal. Der *Diamantenkranz des Volkes*, so einer der Ehrentitel des großen Führers, schaut gravitatisch über die prächtigen Bauten hinweg, die seinem und dem Ruhm des turkmenischen Volkes geweiht sind. Heute wollen wir uns erlauben zu ihm aufzufahren. Kaum haben wir den Fahrstuhl betreten, gesellen sich zwei Halbwüchsige zu uns, vermutlich um uns zu beobachten. Oben allein mit ihnen, hindert uns niemand mehr daran zu fotografieren. Mit dem herrlichen Blick über die Stadt erschließt sich auch deren achsiale Struktur. Breite, grünumrandete Straßenachsen, hinter gepflegten Rasenflächen und Blumenrabatten von weißen, in der Sonne glänzenden Palästen eingefasst, führen vom Zentrum schnurgerade aus der Stadt heraus, hinter der, durch einen scharfen Schnitt getrennt, Wüste und Armut beginnen.

Eine dieser breiten Straßenachsen lenkt den Blick zu einem weiteren Denkmal, das an das große Erdbeben von 1948 erinnert. Ihm fielen die Hälfte der städtischen Bauten und mit 110 000 Menschen ein Drittel der Bevölkerung zum Opfer. Danach begann unter sowjeti-

scher Ägide der erste Wiederaufbau der Stadt, in der es heute fast nichts Altes mehr gibt. Doch die Pracht, auf die wir vom Denkmal aus blicken, ist noch jünger. Sie entstand erst nach der Unabhängigkeit, die Turkmenistan 1991 nach dem Zerfall des Sowjetimperiums erlangte, und wurde aus den Gasvorkommen des Landes, den drittgrößten der Welt, und dem Öl des Kaspischen Meers finanziert. Auch das dem Erdbeben gewidmete Denkmal, neben dem auch ein Museum an das große Unglück erinnert, dient dem Personenkult. Ein mächtiger grauer Bulle trägt den Erdball, aus dessen Rissen sich ein winziges goldenes Baby erhebt, das natürlich ebenfalls den Präsidenten darstellt.

Abends flüchten wir aus dem Restaurant unseres Hotels, wo eine überlaute Musikband eine Feier beschallt. Nach langem Suchen finden wir in der verödeten Innenstadt ein Restaurant, das sich laut Menü als ein chinesisches ausweist. Doch wir sehen kein einziges chinesisches Gericht auf der Karte, nur Steaks und ein paar mexikanische (!) Spezialitäten werden angeboten. Was mag sich dahinter für eine Geschichte verbergen? Ich esse eine Tomatensuppe und, hier wenigstens garantiert ohne Schweinefleisch, ein Wiener Schnitzel. Wieder wird ein 20-Dollar-Schein beim Bezahlen beanstandet. Als wir im Dunkeln nach Hause laufen, sehen wir in verwaschenen Spektralfarben den wahren und einzigen Nyýazow über der Stadt schweben. Wie ein Chamäleon wechselt er alle Sekunden lang die Farben – der große Führer bleibt ungreifbar für sein Volk.

Um 22 Uhr sind wir im Hotel zurück. H. und D. leeren im „Wohnzimmer“ noch etliche Bierflaschen. Ich bin bei andauerndem Unwohlsein nur noch imstande, Wasser zu trinken, und lege mich bald schlafen.



Gebaut mit dem Gold des Kaspischen Meers ...

Usbekistan.

Montag, 6. Juli / Aschgabat-Buchara.

Aufstehen früh um sechs, das erhält uns die Chance, ohne in Turkmenabat übernachten zu müssen, heute noch Buchara zu erreichen. Zwar reichen unsere Visa noch für einen weiteren Tag, doch was hält uns noch im Land des großen Führers? Lieber zügig weiterfahren. Am alten Flughafen sind alle Busse, die heute noch in Richtung Turkmenabat fahren, ausgebucht.



Unterwegs nach Usbekistan.

Also doch wieder eine lange Taxifahrt? In zäher Verhandlung schafft es H., die Tour von 200 auf 120 Dollar herunterzuhandeln. Wieder erwischen wir einen rasanten Fahrer. Mit bis zu 140 Sachen rast der Mann über die holprige Straße, mehrfach müssen wir ihn ausbremsen.

Dem Streckenverlauf der alten *Seidenstraße* folgend, die von Istanbul kommend südlich am Kaspischen Meer entlang über Aschgabat nach Buchara und weiter nach Samarkand verlief, bekommen wir schnell

einen Eindruck davon, wie beschwerlich das Reisen auf dieser traditionellen Handelsroute gewesen sein muss, als noch schwer bepackte Kamele hier entlang schaukelten. Die Landschaft ist eintönig, flach, uninteressant, mit ein bisschen eingesprengtem Grün nicht einmal wirklich eine Wüste. Vor der Stadt Mary rasten wir an einem Landgasthof, wo wir auf dem Hof ein köstliches Schaschlik verspeisen. Der Fahrer bestellt sich Fisch, der ist vermutlich billiger.

In Mary Fahrerwechsel, wir müssen hier die erste 100-Dollar-Rate bezahlen. Danach endlich eine richtige Wüste. Die breite, ungesäumte Straße führt schnurstracks geradeaus durch eine endlose Flachlandschaft, nur ein paar niedrige Büsche halten sich auf dem Sand. Kaum noch Verkehr, mit 130 Sachen rast unser Taxi über die ausgebleichte Straße.



200 Som sind 9 Cent: Das Bündel reicht vielleicht gerade für ein Bier.

Zum Schluss ein Missverständnis mit dem Fahrer. Wir hatten die Tour bis Farab ausgemacht, weil wir uns da schon nahe der Grenze wähnten. Doch in Wirklichkeit bleibt noch ein Reststück von fast 100 Kilometern, für die der Mann weitere 30 Dollar haben will. Nach langem Streit gestehen wir ihm schließlich 20 zu, was ihn aber nicht zufriedenstellt. Vor der Grenze wird es grüner, eine gottverlassene

Graslandschaft, die im beginnenden Abenddämmer noch öder wirkt. Wie aus dem Nichts sind auf einmal viele türkische, iranische und kasachische Laster unterwegs. Kurz bevor die Grenzbaracken auftauchen, werfe ich, immer noch angeschlagen, eine *Immodium* ein, bloß kein Stress während der Kontrollen. Erst wieder der Gesundheitscheck. Ein freundlicher Arzt

stellt uns ein paar Fragen, die Antworten interessieren ihn nicht weiter. Bei glühender Hitze ziehen wir unsere Koffer durch das von schütterem Gras bestandene Niemandsland, das die beiden Staaten trennt. Auch auf usbekischer Seite lässige, wohlwollende Kontrollen. Niemand schaut in unsere Koffer, man füllt uns ungebeten sogar die Formulare aus.

Als wir endlich, inzwischen völlig durchgeschwitzt, aus der Grenzstation treten, wartet da draußen ein einziges Taxi. Und da stoßen wir wieder auf den Richtigen. Das verschlagene Schlitzohr fährt, wie er uns erzählt, nur bis zum angeblich drei Kilometer entfernten Taxi-stand, wofür er fünf Dollar verlangt. Am Stand, den wir nach höchstens 1000 Metern erreichen, wartet schon eine Traube von Männern auf uns. Natürlich bekommen sie mit, wie viel wir dem Mann bezahlen. Ein sonnenbebrillter Maulheld, selbst ernannter Anführer der Gruppe, will uns mit provozierenden Sprüchen à la *Hitler kaputt* auf die Probe stellen. Es ist sechs Uhr abends, er weiß, dass wir schlechte Karten haben, und wir wissen es auch. Zuerst wollen sie uns 80 Dollar für die Fahrt bis Buchara abknöpfen. Nach längerem Herumstehen erwischen wir dann einen der wenigen, etwas angenehmer aussehenden Herren, der sich mit immer noch weit überhöhten 40 Dollar begnügt. Von unserem Maulhelden wird er dafür bei der Abfahrt kräftig ausgeschimpft.



Auf dem *Lyabi-Hauz*.

Die Landschaft hat sich jetzt komplett verändert. Immer noch ist sie flach, doch grün und fruchtbar. Überall wird Landwirtschaft betrieben, Esels- und Pferdekarren holpern über die Straße. Die Wüste liegt endgültig hinter uns.

Im *Lonely Planet* haben wir uns eine der in Usbekistan sehr verbreiteten, preiswerten *Bed-and-Breakfast*-Herbergen ausgesucht, die der Fahrer, der sich, gut bezahlt, nun alle Mühe um uns gibt, allerdings nicht findet. Lange kurvt er durch die Stadt, fährt uns durch die abseitigsten Winkel, die uns im Dämmerlicht wenig einladend vorkommen. Doch alle seine Bemühungen, auch seine telefonischen Kontaktversuche bleiben erfolglos. Schließlich entscheiden wir uns doch für ein Hotel, das sich als ein ganz wunderbares Asyl entpuppt. Das freundliche, mit viel hellem Holz gestaltete Gebäude strahlt einen fast nordischen Charme aus. Außenminister Steinmeyer ist hier Stammgast, wenn er in Usbekistan weilt. Mein Zimmer weist auf einen schönen Innenhof, der dem Baustil des benachbarten Palasts nachempfunden ist.

Im Hotel decken wir uns erst einmal mit der einheimischen Währung ein. Das Geldbündel bläht mein Portemonnaie so auf, dass ich es nicht mehr zusammenklappen kann. Der wertvollste Geldschein in Usbekistan ist ein 1000-Som-Schein, und das sind gerade mal 45 Cent. Man bezahlt mit zu 10er-Päckchen gebündelten Scheinen. Wie will man hier bloß Möbel oder gar ein Auto bar bezahlen? Dazu bräuchte es einen eigenen Transporter. Der kleinste Schein sind übrigens 100 UZS ... Auch hier ist der Dollar gängige Zweitwährung.

Unser Hotel liegt ganz in der Nähe des 1620 erbauten *Lyabi-Hauz*, des zentralen Platzes von Buchara. Zahlreiche Freiluftrestaurants gruppieren sich dort dicht an dicht um einen kleinen, von uralten Maulbeerbäumen umstandenen Teich. Als wir kommen, sind sie fast bis zum letzten Sitz gefüllt. Eine wunderbar lebhaftes Abendstimmung liegt über dem Platz, vielstimmiges Gemurmel und tausend Wohlgerüche der Garküchen und Schaschlikbratereien erfüllen die angenehm abgekühlte Abendluft. Ein wunderbarer Ort für unser erstes usbekisches Abendessen und Turkmenistan ist gleich weit weg. Allerdings begnüge ich mich, weil mich nach wie vor Durchfall quält, mit einer kräftigen Suppe. H. und D. vertilgen köstlich gegrillte Fleischspieße, die hier wie überall in Zentralasien die Speisekarten dominieren. Nach dem anstrengenden Reisetag liege ich um 23 Uhr im Bett, doch mein Durchfall zwingt mich immer wieder zur Toilette, ich schlafe schlecht.

Dienstag, 7. Juli / Buchara.

Zum Frühstück treffe ich mich mit H. auf der Terrasse, die auf der anderen Seite des Innenhofs in den benachbarten Palast eingelassen ist. Die Seitenwände und Nischen sind mit wunderschönen Ornamenten und Mosaiken geschmückt. Bei erfrischender Morgenluft wird uns ein opulentes Mahl serviert. Obst, Käse, Wurst, Marmelade, ein paar Süßigkeiten, ein Glas *Ayran*, dazu Kaffee oder Tee, so viel wir wollen. Als wir aufgegessen haben, stößt D. zu uns, vom Schlaf zerfurcht, missgelaunt und maulfaul wie fast immer morgens.



Im alten jüdischen Viertel.

Die Stadt erschließt sich uns am Tage jetzt besser. Die vom *Lyabi-Hauz* ausgehende Straße, an der unser Hotel liegt, führt in das alte jüdische Viertel, durch dessen enge Gassen uns offensichtlich gestern schon unser Taxifahrer kutschiert hatte. Heute konzentrieren wir uns auf die in entgegengesetzter Richtung liegende historische Stadt. Bei Schweiß treibenden

40° Grad Celsius bummeln wir am großen Platz vorbei durch alte Marktstraßen und überdachte Basare, wo an Touristenständen Kunsthandwerk, Stoffe und Kleidung verkauft werden. Auf einem offenen Hof haben sich die Teppichhändler konzentriert, die besten Ausstellungsstücke hat man einfach über die Mauern geworfen. Dahinter, in hartem Kontrast zu den lehmfarbenen alten Marktgebäuden, sind mit dem kühlen Blau ihrer Mosaikornamente die ersten jener Sehenswürdigkeiten zu erblicken, die das alte Buchara der Seidenstraße heute noch berühmt machen.

Getrennt durch eine große Freifläche, auf der sich das 1127 errichtete, 47 Meter hohe *Kalon Minarett* erhebt, liegen sich in beeindruckender Monumentalität die *Kalon Moschee* und die *Mir-i-Arab Medresse* gegenüber. Die *Medresse*, eine der großen Bildungsstätten in der Geschichte des Islam, ist noch in Betrieb. Bis auf das Foyer darf sie nicht betreten werden – was ich allerdings übersehe.



Die *Kalon Moschee*.

Es genügt, wenn ich meine Schuhe ausziehe, denke ich, und stapfe barfuß in den großen, offenen Innenhof, der Einzige dort ohne Schuhe ... Mit bald halbverbrannten Füßen umrunde ich den Hof, von dem Eingänge zu den Studierräumen der Zöglinge führen. In der Mitte sind Teppiche ausgelegt, auf denen ein paar Männer lagern, die sich aber durch mich nicht weiter stören lassen. Obwohl mir das alles recht seltsam vorkommt, mache ich ungerührt meine Fotos. Erst nachdem ich wieder hinausgefunden habe, werde ich von einem bärtigen Alten sanft darauf hingewiesen, dass dies alles nicht erlaubt gewesen sei.

Gegenüber die *Kalon Moschee* wird als Museum geführt. In dem großen, bis auf einen einsamen, harte Schatten werfenden Baum völlig leeren Innenhof ist um diese Zeit kein einziger Tourist zu sehen. Im gleißenden Sonnenlicht, mit den beiden mosaikgeschmückten blauen Kuppeln und dem Minarett im Hintergrund genieße ich einen Raumeindruck von seltener Intensität, der an Bilder von *de Chirico* erinnert. Ich wundere mich, dass D. und H. sich das entgehen lassen. Als ich die Moschee verlasse, erscheinen die ersten Touristengruppen.

Mein Durchfall zwingt uns dazu, eine Pause in einem Restaurant einzulegen, bevor wir zurück ins jüdische Viertel bummeln. Vorbei an weiß getünchten, wellblechgedeckten Häusern gelangen wir durch staubige, menschenleere Gassen in ein gesichtsloses neueres Viertel, das mit seinen maroden Hotelhochbauten und einer verwahrlosten Sportanlage offensichtlich noch auf sowjetische Zeiten zurückgeht. In der Geschäftsstraße, die hinter der Sportanlage beginnt, gibt es laut *Lonely Planet* die einzige Bank der Stadt, bei der man mit Kreditkarte Bargeld abheben kann. Doch dort schüttelt man den Kopf. Kreditkarten, sagt man uns, nähmen nur noch zwei Hotels in der Altstadt an, in denen es Filialen der Bank gebe. Heute sei jedoch auch dort das Geld ausgegangen. Hoffentlich wird das morgen anders sein, denn das Bargeld, mit dem wir uns für die Anfangstage eingedeckt haben, geht allmählich zur Neige. Erstmals nach Baku finde ich einen Internetshop, um eine E-Mail nach Berlin zu schicken. F. hat schon mehrmals geschrieben und ich spüre, dass sie langsam unruhig wird.

Nachdem wir uns bei einer Siesta im Hotel von der kaum erträglichen Hitze in der Stadt erholt haben, treibt es uns abends wieder auf den *Lyabi-Hauz*. Die Stimmung dort ist schwer zu übertreffen. Wegen meines Durchfalls und anhaltenden Magengrummelns begnüge ich mich erneut mit einer Nudelsuppe. Auf Fleisch habe ich seit Tagen keinen Appetit. Dazu esse ich, leichtsinnig genug, einen Kohlsalat und eine Joghurtspeise. Dazu nur Tee, kein Bier. Langsam schlägt das alles auf meine Stimmung.



Händler in den Gassen von Buchara.

Mittwoch, 8. Juli / Buchara.

Nachts nicht ein einziges Mal zur Toilette, die Diät scheint angeschlagen zu haben. Dafür erscheint nun H. zum Frühstück mit Magenproblemen. Im *Asia-Hotel* lässt sich D. in einer nicht enden wollenden Prozedur Dollar auszahlen. Nachdem wir unterwegs immer wieder Pausen für H. einlegen mussten, sind wir hier aber wenigstens sicher. Ein lethargischer, lustloser Tag. Wir schleppen uns zum *Ark*, einer mauerbewehrten Stadt in der Stadt, die heute größtenteils aus Museen besteht, haben aber keine Lust, den Eintritt zu bezahlen. Die Sonne knallt erbarmungslos und macht uns fix und fertig. D. scheint am meisten unter ihr zu leiden. Sein Traum vom Landweg nach Bangkok rückt, wie mir scheint, in immer weitere Ferne. Auf dem Rückweg eine schöne Karawanserei mit abgeblätterten Mosaiken. Eine junge Usbekin, das breite Gesicht hinter einer schicken, dunklen Sonnenbrille versteckt, spricht uns neugierig an. Aus Samarkand stammend, ist sie zusammen mit einer verschleierte Freundin oder Dienerin zu einem Ausflug hier. Beide lassen sich bereitwillig fotografieren. Die Frauen haben hier breitere, derbere, auch dunklere Gesichter als in Turkmenistan. Viele tragen plustrige, bunt gemusterte Hosenkleider, die ich überhaupt nicht mag. Religion ist im usbekischen Alltag präsenter als in Turkmenistan. Die Männer tragen meist ein Käppi. Doch auch hier sind viele Frauen unverschleiert.

Auf dem Rückweg zum *Lyabi-Hauz*, wo ich wieder eine Nudelsuppe zu mir nehme, verirren wir uns im Dickicht der staubigen Gassen. Im Hotel geht wieder der Durchfall los. Es fällt mir auch schwer, beim Essen konsequent vorsichtig zu sein. Bei der Hitze lechzt man nach Frischem und die Versuchungen sind groß: Wassermelone und *Ayran* zum Frühstück, unterwegs Tomatensalat, und auch beim Zähneputzen steht nicht immer Mineralwasser griffbereit. Das alles rächt sich vermutlich. Allmählich macht sich bei mir, bedingt durch Durchfall

und Hitze, eine matte, lähmende Lustlosigkeit breit. Wegen der Hitze verbringen wir fast mehr Zeit im Hotel als in der Stadt.

Abendessen in einem abgelegenen Restaurant im jüdischen Viertel. Auf einer Art offenem Podest hoch über den dunklen Gassen thronend, essen wir die europäisch-usbekische Speisekarte hoch und runter. Dann gleich wieder ins Hotel zurück. Im Foyer trinken D. und H. da wie alle Abende ihre Biere und rauchen ihre Zigaretten. Zunehmend apathisch, ziehe ich es vor, mich gleich schlafen zu legen.

Donnerstag, 9. Juli / Buchara-Samarkand.

Nach einer trotz Durchfall einigermaßen ruhigen Nacht geht es heute weiter nach Samarkand, dem zweiten Höhepunkt auf unserer Seidenstraßenroute durch Usbekistan. Taschkent werden wir allerdings auslassen, da unser Weg über Tadschikistan weiterführt. Vom Taxifahrer, der uns zum Busbahnhof bringen soll, lassen wir uns überreden, die Tour für 55 Dollar per Taxi zu machen, was dann sein „Bruder“ erledigen werde. „Brüder“ sind nie weit weg in diesen Ländern.

Nachdem wir eine flache, uninteressante Landschaft durchquert haben, erreichen wir gegen 14 Uhr Samarkand. Der *Lonely Planet* weist nur *Bed-and-Breakfast*-Unterkünfte, keine Hotels aus und so landen wir in einem dieser indigenen Häuser, deren bemühte Folklore gern mit „authentischer Atmosphäre“ verwechselt wird. Die agile Chefin des *Furkat* begrüßt uns mit Handschlag. Mit einer geschäftstüchtigen Freundlichkeit, der kaum zu entkommen ist, beordert sie uns auf eine mit plüschigen Teppichen ausgelegte Liegestatt im Innenhof, wo wir sie in den nächsten Tagen selbst häufig ruhen sehen werden. In Windeseile stehen Kännchen mit grünem Tee



Passantinnen auf der *Registanskaja*, Samarkand.

und eine Schale mit Nüssen vor uns. D., den heute der Durchfall erwischt hat, traktiert sie mit gemeinen Ratschlägen (*auf keinen Fall Bier!*) und legt uns ans Herz, Postkarten doch besser nur bei ihr zu kaufen und bei ihr auch Geld zu wechseln. Wir bleiben vorsichtig auf der Kante sitzen, nippen an unserem Tee und knabbern Nüsse.

Um den Innenhof herum gruppieren sich die beiden Gästeetagen, die über weiß gestrichene Holztreppe und Außengänge zu erreichen sind. An den Wänden lullen bunte Teppiche und Zierteller die Gäste mit orientalischer Exotik ein. H's und mein Zimmer liegen im ersten Stock, während D. ein Stockwerk höher untergebracht ist. Mein Zimmer ist ohne Flur direkt vom Außengang erreichbar. Da die Vorhänge auch tagsüber zugezogen bleiben, gibt es nur wenig Tageslicht in dem kleinen Raum, in dem sich ein Doppelbett so breit macht, dass ich kaum meinen Koffer unterbringen kann. Die harte Matratze bedeckt eine müffelnde bunte Decke. Im fensterlosen Bad schlägt mir ein bestialischer Gestank nach modernsten Textilien entgegen. Es ekelte mich, dort zu duschen und die vor sich hin rottenden Handtücher zu benutzen. Alles ist mir zu eng hier, zu privat. Immerhin stehen auf den Außengängen ein paar Stühle und Tischchen, so dass man, umweht von den Gästehandtüchern, die auf den Holzgeländern trocknen, wenigstens draußen lesen kann. Noch ist es ruhig, doch in Gedanken sehe ich schon die nächste Touristengasse hier einfallen ...

Unsere Unterkunft liegt in unmittelbarer Nähe des berühmten *Registan*, der mit seinen historischen *Medressen* das touristische Hauptziel in Samarkand ist. Den Platz erst einmal rechts

liegen lassend, schlendern wir über die viel befahrene *Registanskaja* zum neueren Teil der Stadt vor, der hinter dem *Hotel Samarkand* beginnt. Der grobschlächtige Kasten des inzwischen stillgelegten Hotels ragt hinter einer weitläufigen Grünanlage in die Höhe, ein düsteres Sinnbild vergangener sowjetischer Herrlichkeit. Davor, inmitten des Grüns, eine kugelgekrönte, blaue Hochplastik, die irgendwie dem Fortschritt der Technik huldigt. Auf der baum- und schattenlosen Fläche trotzen Bänke der ausweglos prallen Sonne. Es ist ein trostloses, gottverlassenes Zentrum der Stadt.



Auf dem *Registan*.

Hinter dem Hotel beginnt ein Wohn- und Geschäftsviertel, wo uns gleich ein paar aufdringliche Jungs mit ihren Rädern umkreisen. Wir werden sie kaum los, weil wir uns, geschwächt, wie wir immer noch sind, kaum zu wehren vermögen. Auch H. kämpft wieder mit seinem Magen. Wir halten uns deshalb auch nicht lange auf, sondern suchen auf dem Weg zurück gleich ein Restaurant, was sich allerdings nicht ganz einfach gestaltet. Im nagelneuen *President Hotel*, einem Hochhausklotz von düsterer, kalter Gigantomanie, stößt unsere Frage nach dem Hotelrestaurant auf verwundertes Unverständnis. Draußen sehen wir, dass – um nicht einmal 21 Uhr – nur noch eine Nachtbar geöffnet hat. Schließlich finden wir direkt gegenüber dem *Registan* ein einheimisches Restaurant namens *Lyabi Gor*. Von der umlaufenden Holzveranda im Obergeschoss haben wir einen schönen Blick über die *Registanskaja* zum *Registan*. Ich bin der einzige, der etwas zu sich nehmen kann, vertrage allerdings auch nicht mehr als eine Gemüsesuppe, die ich ausdrücklich ohne Fleisch bestelle. Im Hotel noch ein letztes Bier auf der offenen Terrasse, die hoch über unseren Wohnetagen über eine knarrende Eisentreppe zu erreichen ist. Dann falle ich, immer noch mit dem Magenvirus infiziert, erschöpft ins Bett. D. schreibt noch bis tief in die Nacht an seinem Tagebuch und dem in Bangkok spielenden Slapstick-Drama, an dem er gerade werkelt. Die nächste Reise wird ihn, das scheint inzwischen sicher, wieder per Flieger nach Südostasien führen – der Traktor aber wird bald zum ehernen Bestandteil einer heldenhaften Geschichte mutieren.

Freitag, 10. Juli / Samarkand.

Zum Frühstück treffen wir uns hoch oben auf der Terrasse. Der Tisch biegt sich förmlich von all den vielen Sachen, die man da in die pralle Sonne gestellt hat: Obst, Joghurt, Cakes und was nicht alles mehr. Beim näheren Hinsehen erweist sich das meiste allerdings als synthe-

tischer, billiger Tütenplunder, Augenwischerei für ein auf allumfassende Milde gestimmtes Backpackerpublikum. Auch das Brot ist wie überall hier strohtrocken und kaum genießbar.

Samarkand ist auf den ersten Blick durch seine Weitläufigkeit und die überquellenden Verkehrsachsen, die die Stadt zerreißen, weit weniger interessant als das kompakte, durch kleinteilige Viertel geprägte Buchara. Während sich dort die historischen Bauwerke stimmig in das Stadtensemble einpassen, präsentieren sie sich hier als erratische Einsprengsel, ohne Zusammenhang mit der Stadt, die uns bisher nicht besonders gefällt. Doch müssen wir auf jeden Fall noch einen weiteren Tag bleiben, weil unser Visum für Tadschikistan erst ab Sonntag gilt.



Im Gur-e Amir-Mausoleum.

Magen und Hitze schlagen allmählich auf meine Psyche durch. Vielleicht fehlt mir bisher auch der richtige Kick auf dieser Reise. Usbekistan bringt ihn bisher jedenfalls nicht. Heute beim Frühstück eskalierte die Spannung, die sich bei mir aus welchen Gründen auch immer aufgestaut hatte, als ich H., während er mit mir redete, mit weit offenem Mund ein Kaugummi malmen sah. Ich zog mich schnell in mein Zimmer zurück. Doch als es in der Bank, in der wir wenig später Geld abheben wollten, unverändert so weiter ging, bin ich, während wir noch über die abzuhebende Summe diskutierten, heftig ausgerastet, was so aus vermeintlich heiterem Himmel kam, dass es H. zu vehementer Gegenwehr provozierte.

Rasch wieder versöhnt, besichtigen wir die großen Monumente der Stadt. Das fällt deutlich leichter als in Buchara, weil die Tagestemperaturen hier „nur“ noch bei 32° Grad liegen. Abends weht ein erfrischendes Lüftchen und die Temperatur geht auf 28° Grad zurück. Der *Registan*, übersetzt *sandiger Platz*, war das Zentrum des alten Samarkand. Er vereint drei *Medressen*, die zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert entstanden sind, ein beeindruckendes Ensemble von kubischen Hauptgebäuden, schlanken Minaretten und blau glänzenden, ornamentgeschmückten Kuppeln. Solche Lehranstalten, in denen die muslimische Geistlichkeit ausgebildet wurde, waren ähnlich den frühen Klöstern in Europa Zentren der mittelasiatischen Geisteswelt. Bedeutende Gelehrte wirkten hier. Das älteste Bauwerk auf dem Platz, die *Ulugbek-Medresse* mit einem mächtigen, von Mosaikornamenten geschmückten Portal, das von zwei Minaretten gesäumt wird, wurde 1420 fertiggestellt. Im 15. Jahrhundert war sie eine der renommiertesten Universitäten des gesamten Orients.

Noch stärker beeindruckt mich das in unmittelbarer Nähe des *Hotel Samarkand* gelegene *Gur-e Amir-Mausoleum*. Neben *Timur Lenk*, dem legendären *Tamerlan*, der von 1336-1405



Auf einem Markt in Samarkand ...

lebte, sind hier auch andere bedeutende Timuriden begraben. Mit der zu einem bedeutenden kulturellen Zentrum ausgebauten Hauptstadt Samarkand beherrschte die Timuridendynastie anderthalb Jahrhunderte lang ein mächtiges, *Transoxanien* genanntes Reich, das im Gebiet der heutigen Staaten Afghanistan, Iran und Usbekistan lag. 1405 fertiggestellt und 1434 erweitert, gilt das Mausoleum als herausragendes Beispiel timuridischer Architektur. Die 13



Totentier.

Meter hohe, melonenförmige Kuppelschale überziehen 64 gleichmäßige Rippen, die jeweils ein Lebensjahr Mohammeds darstellen. In den mit Onyxfliesen und üppig in Blau und Gold bemalten Tapeten prächtig ausgestatteten Innenräumen sind die Särge von Timur und seinen Söhnen aufgereiht. Ich kann nicht verstehen, dass H. und D. darauf verzichten, die

Räume, für die Eintritt genommen wird, zu besichtigen. Ohne seine Sehenswürdigkeiten kann man sich Samarkand und Bucharas eigentlich schenken.

Kaum habe ich mich bei F. per E-Mail über das langweilige Samarkand ausgeheult, geraten wir, unseren gestrigen Spaziergang fortsetzend, in ein wesentlich interessanteres Wohn- und Geschäftsviertel. Stark russisch geprägt, wirkt es viel lebendiger als die touristischen Zentren, in denen die Monumente liegen. Wir schlendern eine viel befahrene Straße entlang, die



Auf dem Friedhof von Samarkand.

von ein- bis zweigeschossigen Bürgerhäusern aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert gesäumt wird. Manche weisen üppigen neoklassizistischen Schmuck auf. Neben Geschäften aller Art gibt es auch eine Reihe von Cafés und Bars. Schon fast am Ausgang der Stadt liegt das Restaurant *Karambek*, in dem wir heute zu Abend essen. In dem großen, zur Straße hin gelegenen Garten tanzt die einheimische, überwiegend russische Oberschicht zu usbekischer Livemusik und genießt die hervorragende russisch-usbekische Küche. Gott sei Dank traue ich mich wieder Fleisch zu essen, habe aber nach wie vor keine Lust auf Bier. Mein Huhn mit wunderbar aromatischen, frischen Champignons, zu dem ich vorsichtshalber Reis bestelle, ist das Beste, was ich bisher auf dieser Reise gegessen habe.

Zum Abschluss des heutigen Tages noch ein letztes Getränk auf der Terrasse des *Lyabi Gor*. Obwohl die Kellner uns inzwischen schon kennen, weil wir hier auch mittags eine kleine Rast eingelegt haben, wollen sie uns, nachdem sie H. und D. ihr

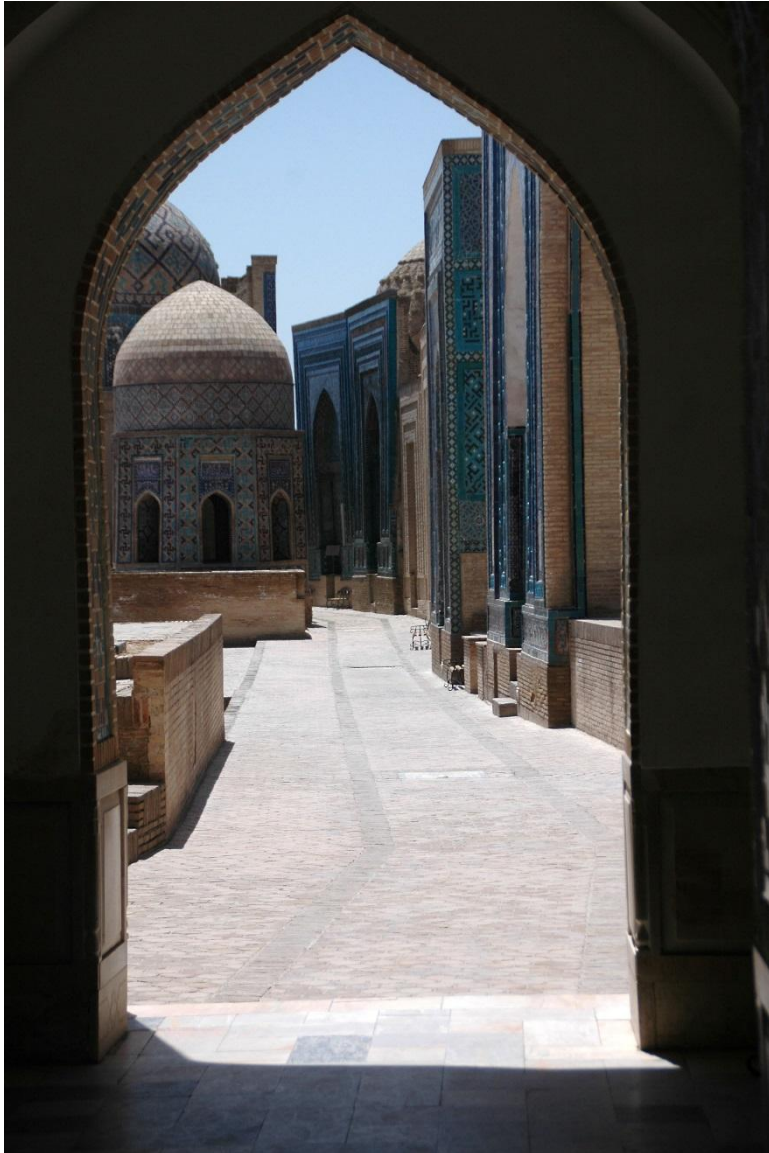
Bier serviert haben, gleich wieder hinaus complimentieren. Kneipenschluss! Natürlich nehmen die beiden sich jetzt gerade Zeit, ihr Bier in Ruhe auszutrinken – bis uns das letzte Licht ausgeschaltet wird. Immer noch die gleichen ostigen Unsitten!

D., morgens ein unausstehlicher Grantler und kaum aus dem Bett zu bekommen, läuft abends zu Hochform aus – vorausgesetzt, es ist genug Bier in der Nähe. Heute bedeutet unsere Hotelterrasse seine letzte Zuflucht. Wortreich schwelgend breitet er, ein Bier nach dem anderen köpfend, seine neuesten Projekte vor uns aus. H., der mit ihm das Zimmer teilt, fällt es manchmal schwer, diesen virtuellen, mit viel organisatorischem Chaos einhergehenden Aktivitätsschüben etwas entgegenzusetzen. Ich habe da mit meinen Einzelzimmern die teurere, aber zweifellos privilegiertere Situation. Im *Furkat* haben wir allerdings erstmals alle Einzelzimmer – etwas anderes wäre in diesen muffigen Löchern auch nicht zu ertragen. Auf der durch Mond und Sterne und eine einsame Glühbirne beleuchteten Terrasse arbeiten beide noch viele Bierflaschen ab, während ich mich wegen meiner Magenprobleme bald wieder in mein Bett zurückziehe.

Samstag, 11. Juli / Samarkand.

H. hat das gestrige Bier schlecht verkraftet. Er hat erneut starken Durchfall und beschließt, das Hotel nicht zu verlassen. D. will sich dem zunächst anschließen, besinnt sich dann aber und wir machen einen langen, wunderbaren Spaziergang zusammen, der uns ganz neue Seiten von Samarkand zeigt.

In entgegengesetzter Richtung zum *Registan* beginnt hinter unserer Unterkunft das alte jüdische Viertel der Stadt mit einem Gewirr schmaler Gassen, die an niedrigen, weiß gekalkten Häusern vorbeiführen. Überall wird gebaut und die Straßen liegen voller Bauschutt. Trotzdem spüren wir hier nichts mehr von der turbulenten Hektik des Zentrums. Die Kinder be-



Shahi-Sinda.

Hinter dem Viertel entdecken wir einen farbenprächtigen Markt, der sich teils überdacht, teils unter freiem Himmel über einen Hang zieht. Hier findet man alles, was man für den täglichen Bedarf brauchen kann. An einer Treppe ist ein mit geheimnisvollen Zauberzeichen gespicktes Hundefell ausgebreitet, offensichtlich ein Totemtier. Niemand stört sich daran, dass ich es fotografiere. Hinter dem Markt zieht sich ein weitläufiger Friedhof bis zu dem berühmten *Shahi-Sinda Ensemble* hin. Die Grabsteine, manche russisch, manche usbekisch beschriftet, zieren düster-graue, Fotografien nachgebildete Porträts der Verstorbenen. Auf einem Stein das Bildnis einer jungen Mutter, die am selben Tag starb wie das neugeborene Baby, das sie im Arm hält.

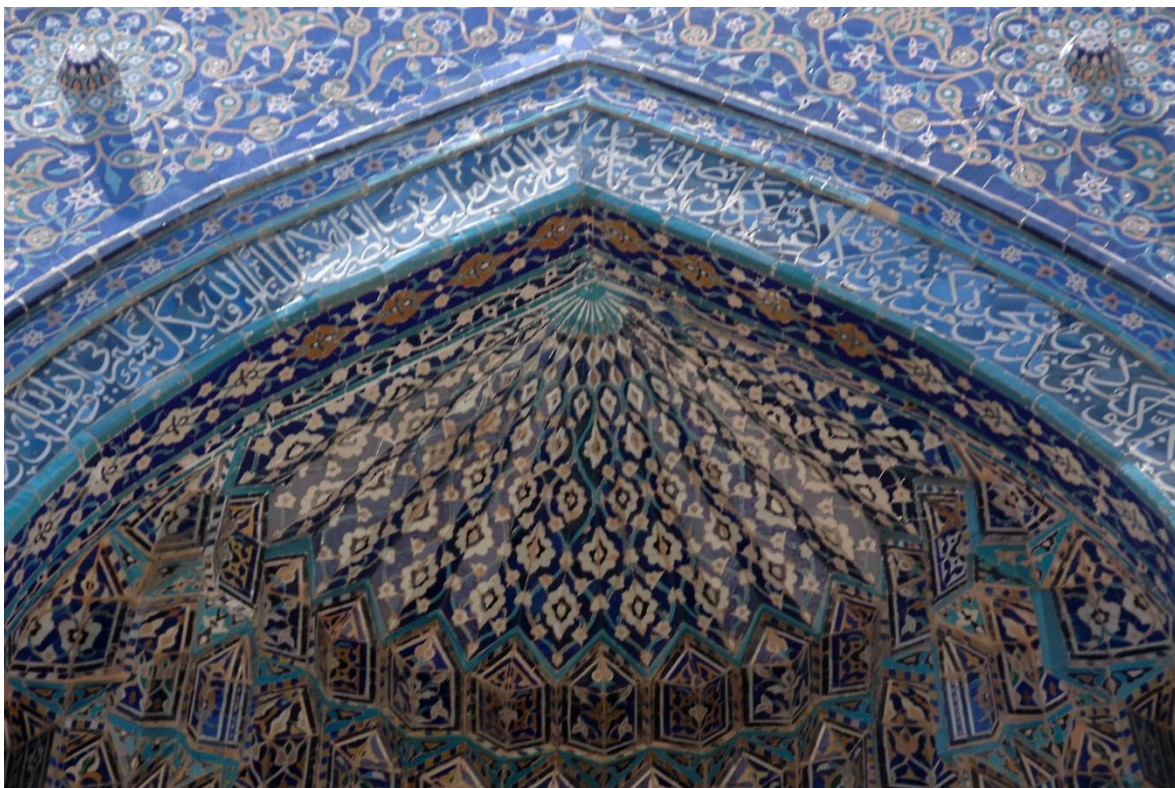
Über die steilen, sandigen Fußpfade, die an den Grabstätten vorbeiführen, erreichen wir *Shahi-Sinda*, was auf Deutsch *der lebende König* heisst. Der Sage nach lebt in den unterirdischen Brunnen ein Cousin Mohammeds weiter, der wegen seiner Missionstätigkeit enthauptet wurde. Die opulenten Grabstätten, die zu den berühmtesten Zentralasiens gehören, bestehen aus mehr als 20 Bauwerken, die rechts und links einer gepflasterten Straße liegen. Die zwischen dem 11. und 19. Jahrhundert errichteten Mausoleen und anderen Ritualge-

grüßen uns ohne zu betteln mit einem freundlichen *Hello*, die Erwachsenen begegnen uns mit zurückhaltender Neugier. Erstmals in diesem Urlaub lebt D. richtig auf. Hier, wo der Alltag regiert, fühlt er sich sichtlich mehr zu Hause als bei den großen Denkmälern. Es ist das erste Mal nach Baku, das wir uns beide wieder etwas näher kommen. Der Abstand, den ich mir mit meinem Einzelzimmer selbst schaffe, indem ich mich, meist notgedrungen, von den abendlichen Trinkgelagen fern halte, hat bisher zu beiden Begleitern erheblich mehr Distanz gelassen, als ich es von früheren Urlauben her gewohnt bin.

Hinter dem Viertel entdecken wir einen farbenprächtigen Markt, der sich teils überdacht, teils unter freiem Himmel über einen Hang zieht. Hier findet man alles, was man für den täglichen Bedarf brauchen kann. An einer Treppe ist ein mit geheimnisvollen Zauberzeichen gespicktes Hundefell ausgebreitet, offensichtlich ein Totemtier. Niemand stört sich daran, dass ich es fotografiere. Hinter

bäude sind zum Teil mit wunderschönen Wandmalereien und Mosaiken ausgeschmückt, zum Teil auch kahlweiß mit nichts darin als einem oder mehreren schmucklosen Särgen aus weißem, glatt poliertem Terrakotta. Die kargen, quaderförmigen Särgе sind für mich der Inbegriff reiner, perfekter Form. Dieses Mausoleum, dessen im Jahr 2005 erfolgte Restaurierung umstritten war, hat mich von allen Bauwerken in diesem Land bisher am meisten beeindruckt.

Am Nachmittag ruhen wir uns in unserem Hotel aus, in das inzwischen tatsächlich eine Touristengruppe mit Europäern eingefallen ist. Tagsüber bleibt es jedoch ruhig, so dass man auf den Außengängen gut lesen kann. Ein Taxifahrer hat uns gestern für 100 Euro eine Tour zur tadschikischen Grenze annonciert. Wir bleiben bei unserer ursprünglichen Planung, die einfachere Strecke über Denau einzuschlagen. Die landschaftlich sicher schönere, serpentinenreiche Grenzvariante via Pendzikent 3800 Meter hoch über die Berge scheint sehr viel unsicherere Anschlussverbindungen nach Duschanbe zu haben. Nach unseren Erkundungen kommt man von dort nur per Jeep oder Laster weg, was abends schwierig werden könnte. Heute erfahren wir allerdings, dass auch unsere Grenze schon um 16 Uhr geschlossen wird. Das heißt früh aufstehen!



Ornamentaler Wandschmuck in *Shahi-Sinda*.

Im *Karambek* leere ich auf meine halbwegs wiederhergestellte Gesundheit eine ganze Flasche usbekischen Riesling, der nicht schlecht schmeckt, allerdings zu warm ist. Während um uns herum eine Angestellte den Boden immer wieder mit kaltem Wasser begießt, was wahrscheinlich billiger ist als ein Ventilator, hauen wir heute mit zwei Vorspeisen und zwei Desserts richtig rein. Zusammen kostet das 44 000 UZS, also rund 20 Euro – in der Tat ein echtes Oberschichtenrestaurant ... Vorher haben wir für unsere Essen meist nur zwischen 20 000 und 25 000 UZS bezahlt. Der Wein beschert mir eine unruhige Nacht.

Tadschikistan.

Sonntag, 12. Juli / Samarkand-Duschanbe.

Um 5.45 Uhr reißt mich der Wecker aus tiefstem Schlaf. Draußen wartet schon unser Fahrer, ein trüber Morgen. Noch schnell ein Kaffee, dann geht's zum Busbahnhof, wo uns gleich ein Fahrerwechsel erwartet. Er müsse, teilt uns unser Fahrer mit, die Hochzeit seiner Schwester vorbereiten helfen. Schade, wir wären gern mit ihm gefahren, ein gut gekleideter, gebildeter Tadschike, zu dem wir gestern gleich Vertrauen gefasst hatten. Auf dem Weg zum Busbahnhof erzählt er uns von den Problemen, die die Unabhängigkeit für die Usbeken mit sich



Terracotta-Gräber in *Shahi-Sinda*, Samarkand.

gebracht habe. Nur die Mächtigen hätten sie wirklich gewollt und von ihr auch profitiert, den Armen habe sie nichts genützt. Schon Gorbatschow habe die zentralasiatischen Nachfolgestaaten der Sowjetunion, die alle mehr oder weniger abhängig voneinander seien, davor gewarnt, sich allein auf sich selbst zu verlassen. Anstatt zu kooperieren, mache jeder Staat sein eigenes Ding, sei aber im Grunde nicht lebensfähig und von ausländischen Investoren abhängig. Usbekistan liefere die Rohstoffe, doch die Verarbeitung liege in der Hand ausländischer Kapitalgeber. Neben den Südkoreanern seien die Türken besonders aktiv. Sie hauten die Leute dabei übers Ohr, wo sie nur könnten, und was sie lieferten oder bauten, sei von miserabler Qualität. Demgegenüber hätten sich die Russen, seit Putin an der Macht sei, zu guten, verlässlichen Handelspartnern entwickelt.

Die Fahrt führt durch eine karge Mittelgebirgslandschaft, die mich auch mit dem Zustand ihrer Straßen sehr an Armenien erinnert. Kleine Dörfer säumen die Straßen, über die Eselskarren zotteln. Bärtige alte Männer stehen in Gespräche vertieft am Straßenrand. Erste Jurten sind zu sehen, und an den Obst- und Gemüseständen, wo sorgsam zu Pyramiden geschichtete Wassermelonen auf Käufer warten, feilschen verschleierte Frauen um den besten Preis. Am Ein- und Ausgang der Städte und Provinzen Polizeikontrollen, die immer wieder Autos herausgreifen. Kleine Rast in einem riesigen Freiluftrestaurant, wo an offenen Ständen Schaschlik gegrillt wird. Vor der Grenze übergeben wir die vereinbarten 100 Dollar, endlich mal ein Geschäft ohne jede Nachverhandlung.

In der tadschikischen Grenzstation dann eines dieser unvergesslichen Grenzerlebnisse, wie sie nur die Dritte Welt zu bieten hat ... Noch während er unsere Pässe kontrolliert, bietet uns der Grenzbeamte an, für die Weiterfahrt nach Duschanbe ein Taxi zu rufen, das nur 15 Dollar koste. Verwundert über diese ungewöhnliche Geste, nehmen wir das trotzdem gern an. Während wir noch unsere Papiere ausfüllen und abstempeln lassen, klingelt das Telefon. Schlechte Nachrichten. Leider, bedauert der Mann achselzuckend, habe unser Taxi nicht bis zum Kontrollpunkt innerhalb des Grenzbereichs durchfahren dürfen. Stattdessen werde uns ein Kollege für fünf Dollar zum Taxistand bringen, die restlichen zehn Dollar hätten wir dann dem Taxi nach Duschanbe zu zahlen. Schon lädt sein Kollege unsere Koffer in seinen



D's täglicher Gang ...

Dienstwagen und braust mit uns los Richtung Ausgang. Hinterm Zollgebäude stoppt er abrupt und setzt ein paar Meter zurück: Ach ja, wir müssen noch durch die Gepäckkontrolle ... Gehorsam steigen wir aus, draußen wartet solange das Dienstauto mit unseren Koffern, die wir erstaunlicherweise nicht mitnehmen müssen. Der Zollbeamte kontrolliert unsere Pässe. Sichtlich unsicher, weiß er nicht recht, was er mit uns anfangen soll. Als wir uns schließlich etwas ratlos aufrufen zu gehen, fällt ihm ein, dass wir noch die Zollerklärung ausfüllen müssen. So wie er herumhampelt und sinnlose Dinge tut, kommt uns jetzt endlich die nahe liegende Idee: Er will Geld. Doch irgendwie traut er sich nicht recht und am Ende gehen wir einfach hinaus und steigen wieder ins Auto. Der Grenzer bringt uns nun zum wenige hundert Meter entfernten Taxistand. Und da geht uns endgültig ein Licht auf, was hier gespielt wird. Vor aller Augen – welch ein katastrophaler Fehler! – geben wir dem Mann unsere fünf Dollar und natürlich macht er nicht die geringsten Anstalten, das weitere Prozedere klar zu machen (was wir natürlich hätten abwarten müssen). Eilends macht er sich aus dem Staub, und da stehen wir nun allein auf weiter Flur inmitten einer ganzen Horde von Taxifahrern, mit denen wir das Vergnügen haben, uns auf einen Preis für die 60 Kilometer lange Fahrt bis Duschanbe einigen zu dürfen. Am Ende werden es statt der ursprünglich vereinbarten 10 aber doch nur gut erträgliche 15 Dollar, ganz so abgezockt sind die Taxifahrer hier wohl doch noch nicht. Immerhin: Fünf Dollar Grenztribut an die Zöllner – kein schlechter Ertrag für dieses abgefeymte Spielchen.

Wie auch immer: Wir sind in Tadschikistan, der vierten Station unserer Reise, und das exakt an dem Tag, ab dem unser Visum gilt. Bisher hat in der Tat alles hervorragend geklappt und die vermeintlich schwierigste Station liegt mit Turkmenistan schon weit hinter uns. Beendet ist das Abenteuer unserer Ankunft allerdings noch nicht. Unser Fahrer fährt uns zunächst nur bis Tursunzade, der nächstgelegenen Stadt. Dort eröffnet er uns, dass er nicht die richtigen Dokumente besitze, sein „Bruder“ müsse uns weiterfahren. Wie immer in solchen Situationen offeriert er uns das in aller Selbstverständlichkeit, als könne alles gar nicht anders sein. Erst unser dreistimmiges, energisches No bringt ihn von seinem Vorhaben ab. Während wir im

Hintergrund schon die schneebedeckten Bergzüge der Hochgebirge sehen, die sich bis Afghanistan hinziehen, wird er dann noch wegen einer Geschwindigkeitsübertretung zur Kasse gebeten. Vielleicht ist es auch nur eine Art Wegezoll für den Fremdentransport ...

Vor der Einfahrt nach Duschanbe hält unser Fahrer erneut an einem Taxistand. Heftige Diskussionen mit den umstehenden Fahrern, deren Sinn wir nicht begreifen. D., dem die aufgestaute Hitze im Auto mächtig zu schaffen macht, hält das Hin und Her kaum noch aus und ist



Noch von den Sowjets gebaut: Das *Hotel Duschanbe* ...

wieder kurz davor auszurasen. In solchen Situationen reagiert er aus Überforderung und Unsicherheit oft völlig überzogen. Da es mit seinem hypertrophen Selbstbild nicht vereinbar ist, sich Unsicherheiten einzugestehen, versucht er dann kopflos und völlig außer Kontrolle, den gordischen Knoten mit Gewalt zu durchschlagen. Schließlich wechselt ein anderer Fahrer ans Steuer, unser drängt sich, ohne unsere Proteste zu beachten, neben uns auf den Rücksitz. Vermutlich hat diese ganze Wechselarie, möglicherweise auch das Bußgeld einen durchaus realen Hintergrund, der tatsächlich mit der Gültigkeit seiner Papiere zusammenhängt. Aber dann sollen sie gleich mit offenen Karten spielen ... Während der Fahrt gehen die Diskussionen mit seinem Kollegen weiter, doch der vereinbarte Preis wird nur noch einmal zaghaft – 16 Dollar? – in Frage gestellt.

Das Taxi setzt uns am *Hotel Duschanbe* ab, einem lang gestreckten Sowjetkasten, der sich mit seinen fünf Stockwerken als breiter Riegel vor den *Maydoni Ayni* (*Maydoni* = Platz) gelegt hat. In dem trüb verschlafenen Flair des Hauses fühlen wir uns auf Anhieb wohl. Bei der geradezu luxuriösen Ausstattung meines Apartments – neben dem Schlafraum mit *Kingsize*



... mit seinen großzügigen Apartments (die hintere Tür links führt zum Schlaf- und zum Badezimmer, vorn die zweite Toilette).

Bed ein großer Wohnbereich mit Fernseher und ein zweites Klo – kann ich den Zimmerpreis von 50 Dollar gut verschmerzen. Allerdings muss ich erst noch eine kleine Diskussion durchstehen, denn die raubeinige *Etagerowa*, die das Regiment über unser Stockwerk führt, will mir meine Wohnstatt mit dem großen Bett gleich wieder entreißen. Angeblich auf Weisung der Rezeption offeriert sie mir stattdessen einen Raum mit zwei Einzelbetten (die mir wenig nützen). Eine größere Reisegruppe habe das

Apartment mit gebucht und wenn sie es nicht bekomme, befürchte das Hotel einen Skandal. Ich eile zur Rezeption nach unten, protestiere energisch und nach einigen Telefonaten lässt man mir mein kleines Reich.

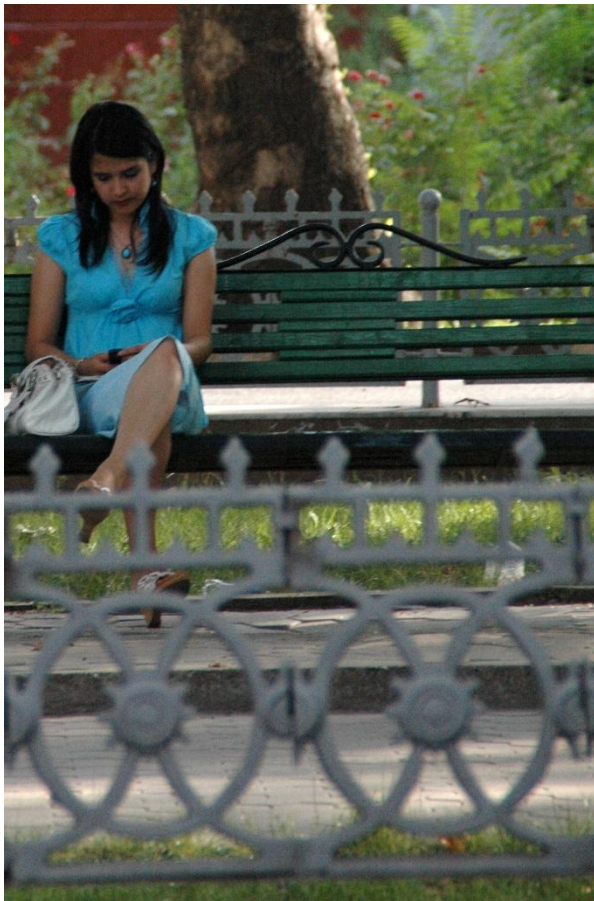
Ohne noch in die Stadt zu gehen, erobern wir erst einmal die schöne Außenterrasse des Hotels, die direkt neben dem Eingang auf einen großen, denkmalgekrönten Platz weist. Fern

vom Straßenlärm essen wir dort heute auch zu Abend, umgarnt von einer blutjungen, wunderbar ausgelassenen Kellnerin mit schwarzen, halblangen Haaren und olivfarbener Armee-hose. Kichernd in einem russisch-englischen Kauderwelsch mit uns radebrechend und flir-tend, macht es dem Mädchen, das halb Tadschikin, halb Usbekin ist, sichtlich Spaß, uns zu bedienen. Als Vorspeise wird uns endlich mal wieder eines meiner Lieblingsgerichte im Os-ten serviert: Hering mit Kartoffeln. H. und D., die länger bleiben als ich, erzählen mir am nächsten Tag, dass ihnen ein mit der Kellnerin bekannter Typ vom Nachbartisch noch Mäd-chen angeboten habe.

Montag, 13. Juli / Duschanbe.

Zum Frühstück im Hotelrestaurant einfach Brot mit Wurst und Käse, dazu ein Omelett, nicht der ganze nichtsnutze Firlefanze, mit dem man uns in Samarkand gequält hat.

Mit H. mache ich mich auf die Suche nach einem Reisebüro, um unsere Weiterreise nach Bischkek klarzumachen. Auf der von hohen Bäumen gesäumten *Lokhuti*, der zweiten Haupt-straße Duschanbes, die jetzt um die Mittagszeit voller Menschen ist, reiht sich ein Reisebüro an das andere. Auch Geldwechsler sehen wir viele. Von Duschanbe werden Städte in ganz



Abendliche Entspannung: Russin auf der *Rudaki*.

Russland angeflogen, vermutlich sind tadschikische Gastarbeiter dorthin unterwegs. Wie auch in den anderen Ländern, die wir bisher besucht haben, sind die Geschäfte meist russisch ausgezeichnet, obwohl die Tadschiken, die zu den iranischen Völkern gehören, eine eigene Sprache besitzen, die dem Persischen verwandt ist. *Tajikistan Airlines* bietet erst wieder zum 19. Juli Flugplätze an. Wir ziehen es vor, bei den kirgisischen *Somon Airlines* zu buchen, die für 200 Dollar einen Tag früher fliegt.

Kurze Rast in einem lauschigen kleinen Park. Durch ein ruhiges Wohnviertel mit breiten, begrünten Straßen, aber auch einigen zerfallenen Hochhaussilos spazieren wir zur *Rudaki* vor. Die zentrale Magistrale Duschanbes durchzieht vom Hauptbahnhof ausgehend in Nord-Süd-Richtung die ganze Stadt. Hinter unserem Hotel weitet sie sich zu einem breiten Boulevard mit üppigen Trottoirs und einem grünen Mittelstreifen, der von mächtigen Platanen beschattet wird. Abends, wenn die Hitze etwas nachlässt, flanieren die Menschen unter dem grünen Dach der Bäume, ruhen sich auf den Bänken aus oder halten ein Schwätzchen. Gesäumt wird die Straße von früher sowjetischer Architektur, die mit relativ ge-

ringer Geschosshöhe ein angenehm menschliches Maß hält.

Duschanbe, das von 1929 bis 1961 *Stalinabad* hieß und heute rund 550 000 Einwohner aufweist, ist eine relativ junge Stadt, die die sowjetische Zeit stark geprägt hat. Russlands Einfluss in Tadschikistan geht allerdings schon auf die Zaren zurück. 1868 wurde das *Emirat Buchara*, zu dem Tadschikistan gehörte, russisches Protektorat. Nach der Oktoberrevolution gehörte Tadschikistan von 1918-1924 zunächst zur *Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik Turkestan* und nach deren Auflösung bis 1929 zur *Usbekischen Sozialistischen Sowjetrepublik*, bevor es 1929 zur selbstständigen *Tadschikischen Sozialistischen Sowjetrepublik* wurde. Der russische Schriftsteller Boris Pilnjak, der die Region in den 20er Jahren mehrfach

bereiste, vermittelt in seinen Werken ein plastisches Bild vom Zusammenprall sowjetischer Fortschrittseuphorie mit der mittelalterlichen, von feudalen Clanstrukturen und religiöser Traditionsgläubigkeit geprägten, noch sehr ländlichen Welt Tadschikistans. Dieser religiös durchwirkte Konflikt zwischen Fortschritt und Beharrung hat die tadschikische Geschichte während des ganzen letzten Jahrhunderts geprägt. Bis in die jüngste Zeit gab es immer wieder Aufstände radikaler Moslems.

Heute zeigt das Straßenbild Duschanbes aufreizend lässig mit Minirock und Spaghettiträgern gekleidete junge Russinnen neben mit bis zu den Füßen verhüllten, tief verschleierte Tadschikinnen. Doch die lässige Selbstverständlichkeit, mit der die Stadt ihre Kontraste vorzeigt, dürfte täuschen. Es sind nur Tadschikinnen, die die Straßen fegen und die Bordsteine von Unkraut säubern. Auch die Stadtviertel scheinen aufgeteilt. Während die quirlige, geschäftige *Lokhuti* das Terrain der einheimischen Bevölkerung ist, sehen wir auf der noblen *Rudaki* fast nur Russen. Mir gefällt das von Bäumen beschattete Straßenleben in dieser lebendigen, durchaus entspannt wirkenden Stadt, diese frappierende Mischung von Modernität und Tradition, die so krass weder in Turkmenistan noch Usbekistan zu spüren war, doch ich ahne auch ihre Fragilität.



Tadschikinnen säubern die Straße.

Wir folgen dem Boulevard zum wohlproportionierten Opernhaus, dessen Weiß durch die Fontänen des davorliegenden Brunnens strahlt. Weiter nördlich, am *Maydoni Azadi*, wo sich einige Regierungsgebäude befinden, ersetzt seit 1999 ein monumentales, 30 Meter hohes Denkmal von *Ismoil Somonij*, dem Gründer der mehr als tausendjährigen Samanidendynastie, der als Vater der tadschikischen Nation gilt, die erheblich bescheidene Statue Lenins, die hier vorher stand. Dahinter verengt sich die Straße wieder. Bevor sie in ein lebhaftes Wohn- und Geschäftsviertel übergeht, führt sie hinter dem Denkmal an einem weitläufigen Park vorbei, der kaum Schatten bietet und fast menschenleer ist. Nur einige Brunnen lassen ihre kühlenden Wasserfontänen in die Luft schießen. Hier stoßen wir auf ein weiteres Denkmal, das wir nicht zu deuten vermögen, ein mit einem mystischen Zeichen bemaltes Sonnenhalbrund, das eine Figur umschließt.

Abends sitzen wir wieder auf der Hotelterrasse. Unsere gestern so hübsch leger gekleidete Kellnerin erscheint heute, offensichtlich für uns schick gemacht, in einem unförmigen weißen Flatterkleid – strahlend vor Stolz. Heuchler, die wir sind, können wir sie gar nicht heftig genug loben.

Dienstag, 14. Juli / Duschanbe.

Nach dem Frühstück schlendern wir über eine lebhafte, schmale Geschäftsstraße zum nahe gelegenen Hauptbahnhof, wo wir für morgen einen Ausflug organisieren wollen. Draußen vor dem Gebäude zeigt eine große Tafel die Zugverbindung Duschanbe-Moskau an. Die viertägige, umsteigefreie Reise mit der *Transkaspischen Eisenbahn*, deren Streckenverlauf mit allen Stationen abgebildet ist, kostet im Kupé knapp 1000 tadschikische Somoni, was nicht mehr als 154 Euro sind. Mich überkommt gleich Reisefieber ...



Ismoil Somonij, der Vater der tadschikischen Nation. Früher stand hier Lenin.

Einen Taxifahrer, der sich für uns interessiert, gibt es am Bahnhof allerdings nicht.

Einer Adressangabe im *Lonely Planet* folgend, finden wir schließlich mitten in einem Wohnviertel, über einen Innengarten erreichbar, eine Art Reisebüro, das uns für 60 Dollar eine Tagestour mit Fahrer verkauft. Es hätte uns gereizt, in die Berge Richtung Afghanistan zu fahren, doch dafür müsste man ein paar Tage auf ein *Permit* warten, das 40 Dollar kostet. Ein Reisebüro, das Flugtickets nach Afghanistan verkauft, befindet sich übrigens auch in unserem Hotel.

Mit einem Oberleitungsbus durchqueren wir, der endlos langen *Rudaki* folgend, fast die ganze Stadt, bis wir hinter der Endstation in einer tristen Vorortsiedlung landen, die sich verloren an einen Hang schmiegt. Hinter maroden Hochhäusern führt ein steiniger Weg an wellblechgedeckten Häusern vorbei, die

zum Teil noch im Bau sind oder vielleicht auch schon Bauruinen darstellen. Dahinter beginnt eine versteppte, nahezu baumlose Hügellandschaft, die Stadt haben wir hinter uns gelassen. H. und D. ergötzen sich an einigen Bienenfressern, die hier herumflattern. Die Sonne brennt erbarmungslos und ohne eine Spur von Schatten halb ausgedörrt, sind wir froh, dass wir, zurück in der Siedlung, ein gut gekühltes Kellerrestaurant finden, wo wir bei Bier, Tee und preiswerten *Pelmeni* etwas ausdampfen können.

Auf dem Rückweg lasse ich mich auf halber Strecke aussetzen, um meine tägliche E-Mail schreiben zu können. Über die *Rudaki*, über der in diesen späten Nachmittagsstunden ein zauberhaftes Märchenlicht liegt, spazierte ich zum Hotel zurück. Für mich ist sie im Zusammenspiel von Trottoir, Fahrbahnen und platanenbeschatteter Allee die ideale Straße schlechthin. Hier verstehe ich die Fortschrittseuphorie, die, wie auch in Pilnjaks Werken zu spüren, in den 20er Jahren viele Russen antrieb und mit ehrlicher Begeisterung erfüllte. Im Nachhinein wird die Sowjetisierung verständlicherweise meist nur mit dem Stalinschen Terror in Verbindung gebracht. Hier in Duschanbe mit seiner schattigen Weitläufigkeit und den breiten, geraden Straßen wird aber auch deutlich (zum Beispiel gegenüber dem kleinteilig verwinkelten Bucharä), dass sie auch einen Sprung in die Zukunft bedeutete und keineswegs nur mit monotonen, grauen Hochhaussiedlungen in Verbindung gebracht werden kann.

Mittwoch, 15. Juli / Duschanbe.

Um 9 Uhr holt uns unser Fahrer vom Hotel ab, unsere große Tour kann beginnen. Doch wir sind bald ernüchtert. Wie wir auf russisch radebrechend herausfinden, ist es nicht möglich, mit dem einfachen Personenwagen, der uns nur zur Verfügung steht, den Pass Richtung Pendzikent hochzufahren. Die Straße wird gerade von Chinesen neu gebaut und ist nur für Jeeps zugelassen. Das wäre übrigens die andere Verbindung von Usbekistan hierher gewesen – gut, dass wir uns für die Route über Denau entschieden haben. Auch der *Timur Dara Lake*, den H. gern gesehen hätte, ist nicht erreichbar. Stattdessen schlägt uns der Fahrer vor, in das nahegelegene Tal des *Varzob* zu fahren. Die Straße führt am Ausgang der Stadt an einer maroden Industrieanlage vorbei, vor der eine schier endlose Mauer auf bemalten Kachelbildern die Reichtümer Tadschikistans zeigt. Berühmte Persönlichkeiten aus Politik, Wissenschaft, Künsten und Sport, Bauwerke, Landschaften, alles, worauf das Land stolz sein will, wird hier in einem endlosen erbaulichen Reigen vorgeführt, während die Anlage dahinter verfällt. Am reißenden *Varzob River* entlang durchqueren wir eine mäßig spannende, weitgehend domestizierte Mittelgebirgslandschaft, die den Großstädtern als Naherho-



Duschanbe: Industrie & Geschichte.

lungsgebiet dient. Am Straßenrand ein paar Villen der Reichen, unter anderem auch die des Präsidenten. Schilder warnen davor, sie zu fotografieren. Am Ende des Tals geht es nicht mehr weiter. Nach nicht einmal einer Stunde ist Schluss mit unserer Tour, wir müssen umkehren.

Auf dem Rückweg rasten wir in einem direkt an den Fluss gebauten Restaurant. Ein auf volle Lautstärke gestelltes Radio kämpft verzweifelt gegen das ohrenbetäubende Tosen der Wasserfluten an. Die Sitzgelegenheiten für die Gäste hat man auf kleinen, eisenumzäunten Terrassen direkt über dem Fluss eingerichtet. Was nun? Eine Idee, wohin er uns noch fahren könnte, hat der Fahrer nicht, er begreift auch gar nicht, was wir wollen. Nach langem Hin und Her fällt ihm etwas ein und ohne dass wir recht verstanden hätten, was es ist, fahren wir erneut los. Er bringt uns zum *Fort Hissar*, einer aus dem 18. Jahrhundert stammenden Befestigungsanlage, von der nicht viel mehr als der Eingang übrig geblieben ist. Über die Ebene, wo sich das Fort mal befand, werden Kühe getrieben. Ihr Dung trocknet auf dem Boden, um als Heizmittel Verwendung finden zu können. Immerhin hat man vom Rand des etwas erhöht gelegenen Geländes einen schönen Rundblick über die umliegenden Felder.

Mit einem kleinen Rundgang ist auch das schnell abgetan und immer noch hat der Tag kaum begonnen. Ratlos, was er nun noch mit uns anfangen soll, fährt der Fahrer uns nach Duschanbe zur *Agency* zurück. Dort wird uns eine Fahrt zum 80 Kilometer entfernten *Nurek Dam* empfohlen, für die wir allerdings noch mal ein paar Dollar nachzahlen müssen. Was bleibt uns übrig? Der Weg führt durch eine schöne, serpentinenreiche Hügellandschaft. Überall am Straßenrand werden Melonen verkauft. Am Strom erzeugenden *Dam*, der mit 330 Metern überm Meeresspiegel der höchstgelegene Staudamm der Welt ist, genießen wir eine Weile den Blick über das tiefblaue Wasser. Zum Spaziergehen ist es mit 44° Grad in der Sonne zu heiß. Um 17 Uhr sind wir zurück im Hotel.

Abends erneut Durchfall und leichte Übelkeit. H., der schon vorsorglich eine *Immodium* eingenommen hatte, quält ebenfalls ein Durchfall. Wieder verzichte ich auf Fleisch und Bier.

Nach diesem missglückten Ausflug habe ich abends einen ziemlichlichen Durchhänger. Zweifellos hätten wir gut daran getan, einen früheren Flug zu nehmen. Wenn man von hier aus nicht einmal eine gescheite Exkursion machen kann, hätten zwei Tage für Duschanbe allemal gereicht. Solche kleinen Fehlplanungen sind auf solchen Reisen durchaus normal und in der Regel auch nicht weiter tragisch. Doch das Gefühl der Lustlosigkeit, das mich heute gepackt hat, geht über den Anlass weit hinaus. Vielleicht hängt es mit unserer Dreierkonstellation zusammen, vielleicht mit den inzwischen fast chronischen Magenproblemen. Aber es mag auch daran liegen, dass Zentralasien bis heute an keine der großen Reisen der letzten Jahre herankommt. Am deutlichsten merke ich das daran, dass mich bislang keins der bereisten Länder, mit Ausnahme vielleicht von Aserbaidschan, das aber zu einer anderen Region gehört, so gefesselt hat, dass ich es ein zweites Mal intensiver bereisen wollte.



Sie warten auf den Bus.

Donnerstag, 16. Juli / Duschanbe.

Entspannter Tag ohne besondere Aktivitäten. Nach dem Frühstück spaziere ich mit H. über die *Rudaki* zu einem Souvenirladen, der außer ein paar Postkarten, die aber auch endlich mal geschrieben sein wollen, wenig zu bieten hat. In einem reichlich verblichenen Kaufhaus erstehe ich ein filigranes hölzernes Schminkaccessoire für F. und ein Schmuckdöschen für Nicole, meine nette Krankengymnastin. Kaum haben wir die düsteren Kaufabteile passiert, die rechts und links der Gänge liegen, wird das gerade erst für uns angeknipste Licht wieder ausgeschaltet. Gegenüber im schicken, neureichen *Café Segafredo* wird H. von einem von den oberen Stockwerken hinuntergeworfenen Apfelgriebs getroffen. Vielleicht mag man hier die reichen Fremden nicht so sehr, die sich so lässig in Szene setzen wie das überdrehte,

blonde Diplomantentöchterchen (vermuten wir), das am Nebentisch endlose, gelangweilte Telefonate führt. Während der Kellner das Schutzdach herunterkurbelt, erzählt er uns, dass die Gäste hier öfters beworfen würden. Dann noch mal ins Internet. Auf dem Opernplatz eine kleine Erfrischung, während uns die Gischt sprühenden Wasserfontänen des Brunnens kühlen.

Am Nachmittag stößt D. zu uns, der den ganzen Vormittag geschlafen hat. Die Zimmermädchen, robuste ältere Russinnen, haben unsere Zimmer noch kein einziges Mal sauber gemacht.



Als eine von ihnen nach unseren energischen Protesten heute morgen sein Zimmer betrat, begrüßte D. sie auf dem Boden kriechend mit lautem Hundegebell.

Über die *Lokhuti*, um einen Laden mit Kunsthandwerk zu finden, doch die im *Lonely Planet* benannte Seitenstraße bleibt unauffindbar. Auf einem quirligen Basar werden Obst und Gemüse, Trockenfrüchte und rotfleischige Lamm-

Von Dushanbe in die weite Welt: Reisen für Arbeitsemigranten ...

hälften feilgeboten. Zum ersten Mal in diesem Urlaub verwehrt mir ein Mädchen, das auf der Straße Gurken verkauft, zu fotografieren. Laut gestikulierend stellt sie sich vor ihren winzigen Topf. Wenn sich das Bilderverbot des Islam darauf reduziert, Gurken abzubilden ... Wir brechen den Spaziergang ab, weil ich erneut Darmbeschwerden habe. Zurück ins Hotel. Siesta, Kartenschreiben, so geht der Tag dahin.

Freitag, 17. Juli / Dushanbe.

Morgens mit Übelkeit aufgewacht. Zur Post, wo ich meine Karten loswerde, nebenan ein bisschen Internet, dann ziehe ich mich für den Rest des Tages auf mein ruhiges, kühles Zimmer zurück.

Als ich nachmittags meine Hotelrechnung bezahlen will und drei 100-Dollar-Scheine über den Tresen reiche, deutet die Angestellte mahnend auf eine Gruppe von Männern, die in der Lobby sitzen. Auf meine Frage meint sie nur *Проверка* (Kontrolle), aber was der Grund für diese Kontrolle ist, erfahre ich nicht. Immerhin hat das Hotel seine Zimmerpreise offiziell in Dollar ausgewiesen und nicht weit von der Rezeption befindet sich auch ein Automat, an dem man problemlos Dollar ziehen kann.

Abends in ein vom Führer empfohlenes *Expat*-Restaurant. In dem ungemütlichen, schlecht beleuchteten Innenhof löffle ich eine Hühnersuppe, in die ich vorsichtig ein bisschen Reis tunke, und trinke Tee dazu. Grausame Welt! Gegen 22 Uhr verschwinde ich wieder auf mein Zimmer. Ich fürchte, in Kirgisistan wird es keine so angenehmen Rückzugsmöglichkeiten mehr geben.

Kirgisistan.

Samstag, 18. Juli / Duschanbe-Bischkek.

Endlich fliegen wir heute nach Bischkek weiter. Duschanbe, das mir gut gefallen hat, wo wir jedoch viel zu lange geblieben sind, lässt uns aber noch nicht gleich los. Am Flughafen ein Drama: Die Grenzer verweigern uns die Ausreisestempel, weil uns die obligatorische Hotelregistrierung fehlt. Eine ärgerliche Pflichtvergessenheit der Damen an der Rezeption, die



Hoch über den Bergen: Auf dem Weg nach Bischkek.

natürlich wissen müssen, dass Ausländer den Schein brauchen. Die Quittung des Hotels reicht nicht aus und den Schein noch zu holen, ist es zu spät. Man winkt uns beiseite, lässt uns in einer schäbigen *Gangway* auf Klappstühlen schmoren. Neben uns wiegt eine weinende junge Kirgisin ihr Kind. Als sich endlos lange nichts rührt, rastet D. erneut aus und droht aufgeregt mit *Embassy*, was mit Gleichgültigkeit quittiert wird.

Endlich, nachdem alle anderen Passagiere abgefertigt sind, erscheint eine höhere Charge und erteilt uns die Freigabe. Doch noch ist das Spiel nicht vorbei, wir müssen noch durch die Gepäckkontrolle. Ich bin der letzte von uns Dreien, der abgefertigt wird. H. und D. sind schon durch und im sicheren Gefühl, mich in der Hand zu haben, meint ein junger Spund, seine Macht ausspielen zu können. Darauf aus, mich einzuschüchtern, schaut er mir frech in die Augen und fragt nach den Geldbeträgen, die ich mit mir führe. Als ich antworte: *two hundred dollar*, lacht er: *two hundred thousand dollar*? Ich reagiere nicht. *Five dollar*? *Why*? frage ich. Er wiederholt die Summe mehrmals, meint dann, nun wieder auf Russisch: *ten Dollar*? Als ich weiter verständnislos tue, lässt er

mich schließlich, in ein unangenehmes Lachen ausbrechend, ziehen. In Samarkand hatte uns der tadschikische Autovermittler erzählt, dass Tadschikistan zwar reicher, aber auch korrupter sei als Usbekistan. So ganz unrecht scheint er nicht zu haben.

Endlich aber geht es los, wir steigen in eine uralte russische *Antonov-24*-Propellermaschine, die mit rund 40 Passagieren besetzt ist. Mit einem Höllenlärm schraubt sie sich gemächlich in die Lüfte und was wir von Duschanbe als majestätische Kulisse in weiter Ferne haben liegen sehen, rückt jetzt ganz nah an uns heran. Tadschikistan ist ein wildes Bergland, davon haben wir in den vergangenen Tagen wenig merken können, doch nun erhalten wir einen handgreiflichen Begriff davon. Quasi auf Tuchfühlung überfliegen wir eine schroffe, schneebedeckte Berglandschaft von abweisender, kristallweißer Erhabenheit. Während uns die Bergspitzen in der schneidend klaren Luft zum Greifen nah kommen, orientiert D. seine Sitzhaltung immer mehr zum Mittelgang hin. H. erzählt *nonchalant*, solche Propellermaschinen seien besonders sicher, weil sie überall landen könnten. Ich schaue mit Behagen auf die schroffen Abhänge

Nach anderthalb Stunden landen wir in Bischkek. Eine Stunde Zeitverschiebung. Auf dem Flughafen wartet eine mächtige Armada amerikanischer Kampfjets auf ihren Einsatz. Hier spüren wir erstmals, wie nah uns der Krieg in Afghanistan gerückt ist. Kirgisistan ist wie Tadschikistan Rückzugsgebiet für die Amerikaner. Wir finden ein einfaches, angenehmes Hotel namens *Семемеу*. Passgenau auf mich abgestimmt, ist mein Zimmer in einem modisch-lasziven Jungmädchenrosa gehalten.

Erste Erkundung der Stadt, an deren Stelle sich ursprünglich eine Karawanenstation an der Seidenstraße befand. 1862 errichteten die Russen hier im Zuge der Eroberung Zentralasiens eine Garnison, die durch den fruchtbaren Schwarzerdeboden viele russische Bauern anzog und 16 Jahre später unter dem Namen *Pischpek* Stadtrecht erhielt. 1926 wurde Bischkek Hauptstadt der neu gegründeten *Kirgisischen Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik* und in *Frunse* umbenannt – nach Michail Wassiljewitsch Frunse, einem engen Vertrauten Lenins, der in Bischkek geboren wurde. Unter nie ganz geklärten Umständen ließ ihn Stalin angeblich 1925 durch eine erzwungene Magenoperation umbringen – Boris Pilnjak hat dies seinerzeit zum Gegenstand einer heftig umstrittenen Erzählung gemacht.

Die Stadt im ersten Eindruck ein bisschen langweilig: russisch, modern, sehr grün und gepflegt, mit breiten Boulevards und einer weiträumigen Bebauung. Von den mongolischen Gesichtszügen der Kirgisen abgesehen, fehlt hier das indigene Element, das Duschanbe sein besonderes Gepräge gab, fast völlig. Im Zentrum der *Ala-Too-Platz*, der bis zur Unab-



Auf dem *Ala-Too-Platz*.

hängigkeit 1991 *Leninplatz* hieß. Protzige, marmorverkleidete Regierungsgebäude zeugen von den alten Zeiten. Hinter dem Platz der *Panfilov-Park* mit aufwendigen Arkaden und Brunnenanlagen. Zwischen gepflegten Blumenrabatten stehen Statuen berühmter Kirgisen. Liebespärchen tummeln sich auf den Bänken, viel weniger zurückhaltend als die Tadschiken, die wir höchstens mal Händchen halten sahen. Gegenüber dem nicht ein-

mal zwei Flugstunden entfernten Land, aus dem wir kommen, ist dies eine völlig veränderte Welt. Mit ihren hellen, mongolischen Gesichtszügen unterscheiden sich die Kirgisen schon äußerlich stark von den Tadschiken, deren runde Gesichter eher persische Züge haben. Die Kleidung ist fast nur noch westlich modern. Nur die Russen, oft von auffällig blasser Hautfarbe und einem unnatürlich blonden Haarton, sind in beiden Städten gleich gut zu erkennen, obwohl sich ihre Kleidung, anders als in Duschanbe, kaum von der der Kirgisen unterscheidet. Am Ausgang des Parks die *Amerikanische Universität von Zentralasien*, auf die ein in Gedanken vertieftes Marx-Engels-Pärchen sein kritisches Augenmerk richtet.

Abends erstmals seit den paar Hitzetropfen von Aschgabat ein wenig Regen. Noch immer schwächelnd, setze ich mich früh von meinen Begleitern ab. Um 22.30 Uhr liege ich im Bett.

Sonntag, 19 Juli / Bischkek.

Zum Frühstück finden wir durch den Tipp einer hilfsbereiten Passantin ein weitläufiges Gartenlokal ganz in der Nähe unseres Hotels, in dem es leckere *Blinis* gibt. Wir wollen den einzigen Tag, den wir in Bischkek verbringen, für einen Ausflug nutzen, für den wir gestern schon den Haustaxifahrer unseres Hotels angeheuert haben. Ziel ist das Grab des 2008 verstorbenen kirgisischen Dichters Tschingis Aitmatow, das wir auf Bitten eines Freundes von H. besuchen, der Gräber „sammelt“. Unser Fahrer, ein einfacher Mann, der alle Werke des Dichters zu kennen scheint, erzählt uns, Aitmatow habe in der Umbruchzeit eine wichtige Rolle für sein Heimatland gespielt und genieße eine außergewöhnliche Verehrung als Nationaldichter. Jeder kenne seine Bücher. Zuletzt wirkte er mit Sitz in Brüssel als Botschafter Kirgisistans in Frankreich und den Beneluxstaaten und setzte sich auch stark für die

kirgisisch-türkischen Beziehungen ein. In Bischkek gibt es auch eine kirgisisch-türkische Universität mit internationalem Publikum.

Die Grabstätte, 30 Kilometer von Bischkek entfernt auf einem kleinen Hügel inmitten einer üppigen Agrarlandschaft gelegen, ist zugleich eine Gedenkstätte für die Opfer des Stalinismus, zu denen auch der Vater des Schriftstellers gehörte. Aitmatow wollte dort begraben sein, wo sein Vater in den 30er Jahren in einem Massengrab verscharrt wurde. Zu seinen Ehren hat man neben dem schlichten, mit frischen Blumen geschmückten Grab ein kleines



Kirgisches Landleben.

Museum eingerichtet. Ich nehme mir vor, außer dem wunderschönen *Dshamilja*, das ich vor mehr als 30 Jahren regelrecht verschlungen habe, noch weitere Werke des Dichters zu lesen.

Auf Vorschlag unseres kundigen Fahrers fahren wir weiter zu einer mineralischen Quelle, die uns allerdings weniger reizt als der schmale Fußweg, der oberhalb des Wassers durch ein malerisches Gebirgstal führt. Der steinige Weg schlängelt sich an ein

paar Jurten vorbei, vor denen Pferde angepflockt oder in Krals untergebracht sind. Hier lässt sich die Bedeutung erahnen, die diese Tiere heute noch für die Kirgisen haben. Die neue Zeit zeigt sich auch schon: Bäuerinnen stehen eifrig mit ihren Handys telefonierend vor ihren Jurten. Während sich H. und D. in die Büsche schlagen, um Vögel zu beobachten, laufe ich weit in das Tal vor, an dessen Ende sich der schneebedeckte Gipfel des fast 5000 Meter hohen *Korona Peak* erhebt.

Nach unserer Rückkehr buchen wir am Busbahnhof für zusammen nicht einmal 13 Euro die Tour nach Karakol, unserem nächsten Ziel am *Lake Yssykköl*. Lange sitze ich allein auf den Stufen des *Ala-Too-Platzes*, wo seit 2003 die obligatorische Freiheitsstatue die Büste Lenins ersetzt. Zwischen den Brunnen und Blumenrabatten tummeln sich die Einheimischen. Der Platz ist ein beliebter Treffpunkt, hier wirkt die Stadt auch viel jünger als Duschanbe. Dennoch fand ich die Tadschiken trotz ihres spürbaren Stolzes aufgeschlossener, neugieriger, zugewandter als die Kirgisen, die mir fast gleichgültig vorkommen. Vielleicht sind sie einfach nur mehr an Westler gewöhnt.

Endlich mal *Kwas* auf dieser Reise, auch das gibt der Stadt einen russischen Einschlag. Der Stand, an dem ich mich versorge, vertreibt auch andere Getränke. Als ich gutgläubig einfach bestelle, erhalte ich einen Becher mit einer köstlichen sauren Milch. Wegen meiner Magenprobleme leere ich ihn mit größten Bedenken. Die Milch einfach wegzuschütten, kommt mir unhöflich vor.

Montag, 20. Juli / Bischkek-Karakol.

Leicht verspätet gegen 11 Uhr starten wir Richtung Osten, erstmals auf dieser Reise im Bus. Hinter Bischkek eine langweilige Ebene, aber bald wird es bergiger. Wir durchqueren ein von grünen Wiesen durchzogenes Tal, durch das ein schmaler Gebirgsfluss plätschert. Kleine Weiher reflektieren die Sonnenstrahlen, überall weiden Pferde. D. streitet sich mit einem betrunkenen Fahrgast hinter ihm. Um seinen Rausch auszuschlafen, hat der Mann seinen Sitz so weit heruntergelassen, dass für den großen D. mit seinem Rucksack kaum noch Platz bleibt. Völlig ignorant pocht er auf sein Recht. D. lässt ihn aber nicht zur Ruhe kommen, immer wieder rüttelt er an seiner Rückenlehne, bis er schließlich schimpfend aufgibt.

Kurze Rast auf einem großen, staubigen Platz. Ein gelangweiltes Mädchen verkauft geräucherter Fische, die in einem Holzkasten hängen. Endlich erreichen wir den *Lake Yssykköl*, dessen ganze Nordseite wir noch passieren müssen. Einen halben Kilometer entfernt, zieht sich das breite, blaue Band des Sees parallel zur Straße hin. Dahinter verschwimmt die Silhouette einer schneebedeckten Gebirgskette im weißen Dunst. Vor dem See ödes, mit Grasnarben und Büschen bedecktes Flachland. Ab und zu kleine Badeorte, die oft nur aus ein paar ungestalt zusammengewachsenen Häusern und Geschäften bestehen. Manche Fassaden und Fensterrahmen sind noch aus Holz gezimmert, aber meist sind die Häuser mit



Unterwegs nach Karakol (Foto: H.).

Wellblech gedeckt. Erst zum Ende des Sees wird die Gegend wieder schöner. Die Abendsonne taucht die Wiesen und Felder in ein rot-goldenes Licht.

Mit Erreichen des Sees hat die Fluktuation der Fahrgäste deutlich zugenommen. Der Bus hält jetzt an jeder Ecke. In endlosen Prozeduren steigen Passagiere mit ihrem Gepäck aus und ein. Zeit spielt hier keine Rolle, die Fahrt zieht sich wie Kaugummi. Um 19.30 Uhr kommen wir nach acht-einhalb Stunden Fahrt endlich in Karakol an. Dämmerung liegt über

der Stadt. Es gilt nun schnell ein Quartier zu finden, damit wir noch eine Chance haben, etwas zu essen zu bekommen. Am düsteren Busbahnhof nicht ein einziges Taxi. Endlich fängt uns ein älterer Mann mit seinem Privatauto ab. Gelegenheitschauffeur, der er ist, weiß er wenig von der Stadt, kennt auch die Straße nicht, zu der wir wollen. Im Halbdunkel irrt er durch die geisterhafte, kaum beleuchtete Stadt. Die Häuser sind weit gestreut, unterwegs ist um diese Zeit niemand mehr. In Karakol scheint der Hund begraben zu liegen.

Unser Wunschquartier, das in einer dieser breiten, ausgestorbenen Straßen liegt, ist von einer Reisegruppe belegt. Man empfiehlt uns ein anderes Hotel, ebenfalls außerhalb des Zentrums gelegen. Weitere gebe es in der Stadt nicht, erklärt uns das freundliche Mädchen. Die Herberge, die wir dann ein paar hundert Meter weiter tatsächlich finden, ist eher eine Pension oder ein *guesthouse* als ein Hotel. Aber was soll's, eine Alternative haben wir um diese Zeit nicht mehr. Die netten Wirtsfrauen, telefonisch schon vorgewarnt, begrüßen uns freundlich. Die Pension ist auf zwei Häuser aufgeteilt, von denen unseres ein hässlicher Neubau ist, doch macht sie einen sauberen und gepflegten, wenn auch etwas handgestrickten Eindruck. In mein Zimmer mit breitem Doppelbett passt gerade noch mein Koffer, Sitzgelegenheiten gibt es nicht. Das Bad wird durch einen mächtigen Wasserboiler zu kaum erträglichen Temperaturen aufgeheizt. Es ist nicht unsere erste Wahl, doch es lässt sich hier aushalten und billig ist es obendrein: Mein Einzelzimmer kostet 1000 KGS (kirgisische Som), also gut 15 Euro, das Doppelzimmer für D. und H. 1600 KGS.

Rasch stellen wir unsere Koffer ab und lassen uns von unserem Taxiopa, den wir draußen haben warten lassen, zu einem Restaurant ins Zentrum fahren. In der schlichten, weißen Gaststube spülen wir bei laufender Fernsehbegleitung mit Bier satt den ganzen Staub des Tages weg, dazu gibt es leckeren gebratenen Zander. Ein paar Tische weiter feiert eine lautstarke russische Damencrew eine Art Tupperparty.

Seit langem schlafe ich heute erstmals wieder mit einer Daunendecke, die Nächte scheinen hier recht kühl zu werden. Aber wenigstens spielt mein Magen wieder einigermaßen mit.

Dienstag, 21. Juli / Karakol.

Für das mäßige Frühstück – Omelett, trockenes Weißbrot, Nescafé – wechseln wir ins ältere Nachbarhaus. Ich überrede meine Begleiter, ins Zentrum zu laufen statt mit dem Taxi zu fahren, und der kleine Spaziergang versöhnt uns schnell mit der Stadt, die uns gestern so bedrückend öde vorkam. Heute umfängt sie uns bei milder Sonne mit einer ruhigen, angenehmen kleinstädtischen Atmosphäre. Von 1889-1921 und wieder von 1939-1991 hieß Karakol *Prschewalski*, nach dem russischen Militär und Forschungsreisenden Nikolai Michailowitsch Prschewalski, der hier 1888 an Typhus starb. Großflächig, mit breiten Straßen im Schachbrettmuster angelegt, zeigt die Stadt ein typisch russisches Bild. Die niedrigen Häuser erinnern mich mit ihren blau gestrichenen, hölzernen Fensterrahmen und -läden an Sludjanka, doch sind die Schnitzereien weniger üppig und kein Dach, auch bei den Holzhäusern nicht, das nicht mit Wellblech gedeckt wäre. Rund 75 000 Einwohner stark, markiert Karakol den östlichsten Punkt unserer Reise. Wir bewegen uns nun schon auf der Höhe von Westindien und sind nicht mehr weit von China entfernt.



Karakol: Umrahmt von Bergen.

In der großen Gedenkstätte für die Opfer des Zweiten Weltkriegs, die auch hier nicht fehlen darf, sind die Blumen verdorrt, das ewige Licht ist erloschen, die rechts und links Spalier bildenden Sowjethelden blicken ins Leere. Weiter zum Zentrum hin die sechstürmige, reich mit Schnitzereien geschmückte, hölzerne Dreifaltigkeitskirche von 1895. Die Sowjets nutzten sie als Klub und Warenlager. Nach mehreren Restaurierungen, die noch anzudauern scheinen, ist sie heute wieder in Gebrauch.

Im Zentrum organisieren H. und D., während ich in einem Internetladen vergeblich versuche, ins Netz zu kommen, einen Ausflug für den Nachmittag. Im Hof des Anbieters, der ein *guesthouse* betreibt, warten wir auf den Fahrer, während neben uns ein paar Trekker Reiseerfahrungen austauschen. Gerade kommt eine Schweizerin von einer viertägigen Wanderung zurück, die sie ganz allein in die Schneeberge unternommen hat. Ich fühle mich fremd unter diesen ewig lächelnden Leuten.

Ein ebenso wurmstichiger wie vermutlich unverwüstlicher Armeetransporter holt uns ab. Über holprige Nebenstraßen und Wirtschaftswege führt der Weg durch eine sanft hügelige



Agrarlandschaft, im Hintergrund immer die schneebedeckten Berge. Je weiter wir kommen, desto mehr verdichtet sich das Panorama, das sich uns bietet, zur schier atemberaubenden Pracht einer satten, überquellenden Fruchtbarkeit. Bis zum Horizont, wo es mit den Bergen



Am Yssykköl.

verschmilzt, erstreckt sich ein endloses Meer scheinbar ineinanderfließender Felder, die sich nur durch ihre unterschiedlichen Grün-, Gelb- oder Brauntönungen unterscheiden und eine

wunderbar intakt anmutende Harmonie ausstrahlen. Bauern fahren mit voll beladenen Treckern ihre Heuernte nach Hause. Kuhherden, Ziegen ...

Immer wieder halten wir an, um die Landschaft zu genießen oder Vögel zu beobachten. Der Fahrer hat auf dem Beifahrersitz seine halbwüchsige Tochter untergebracht, ein aufgewecktes, zugewandtes Mädchen mit Sonnenbrille, Jeans und Militärjacke, das sich anscheinend nicht weniger auf diesen Ausflug freut als wir. Sehr interessiert an der Vogelwelt, vergleichen die beiden die Abbildungen in H's Bestimmungsbuch eifrig mit den Vögeln, die sie kennen, und nennen uns die russischen Bezeichnungen.

Unser Weg wird immer holpriger, wir werden ordentlich durchgeschaukelt. Es ist eine faszinierende Reise in eine weit abgelegene Welt. Dann der *Yssykköl*. Der Fahrer hält an einer überwältigend schönen Stelle direkt am Ufer. Das klare, sich am Horizont verlierende Blau des Sees, im Hintergrund die unter einem leichten Schleier liegenden Berge mit ihren weißen Spitzen, die weiten, hie und da von Dornengestrüpp überzogenen Sandflächen, das hingetupfte Weiß der Lagunen, die der See hier ausgebildet hat: Es ist ein kaum zu übertreffender, nahezu perfekter Einklang der Natur, es fehlt nur noch Aitmatows *Weißer Dampfer* am Horizont. Für unsere Ornithologen viele Eintragungen, für mich tolle Fotos.

Unser Fahrer lässt sich von Töchterchen in den Sand einbuddeln, nachdem beide, sie in Unterhose und BH, gebadet haben – da waren wir freilich beruhigend weit weg (aber natürlich mit gezücktem Fernglas ...) Die beiden gefallen uns und wir schaffen es kaum, von dieser wunderschönen Ecke der Welt, die wir ihnen zu verdanken haben, Abschied zu nehmen. Auf dem Rückweg weitere Halts, weil sie uns, mitgerissen von unserer Begeisterung, immer wieder von neuem Vögel zeigen wollen. An einem verschlickten Moorsee stehen Pelikane im Abendlicht. Fern am Horizont traben Reiter, von Hunden begleitet, durch das hohe Gras. Und im Hintergrund immer die schneebedeckten Berge. Mit dem Fahrer machen wir für morgen gleich eine neue Tour aus, die uns diesmal in die Berge führen soll.

Abends mit der ganzen Euphorie dieses wundervollen Ausflugs, der uns mit vier Stunden Dauer zusammen nicht mehr als 16 Euro gekostet hat, wieder in dasselbe Restaurant, das für diesen kleinen Ort eine überraschend gute Qualität bietet und uns mit seiner unaufdringlichen Schlichtheit bestens gefällt. Ich esse Rindfleisch im Tontopf, das mich an Czernowitz auf meiner ersten Ukrainereise erinnert. Auch in Kaliningrad habe ich das gegessen. Bestes Russland.

Zurück zur Herberge bestellen wir uns ein Taxi. Der Fahrer verlangt 80 Cent, keinerlei Versuch, uns übers Ohr zu hauen. Auch das ist Kleinstadt.



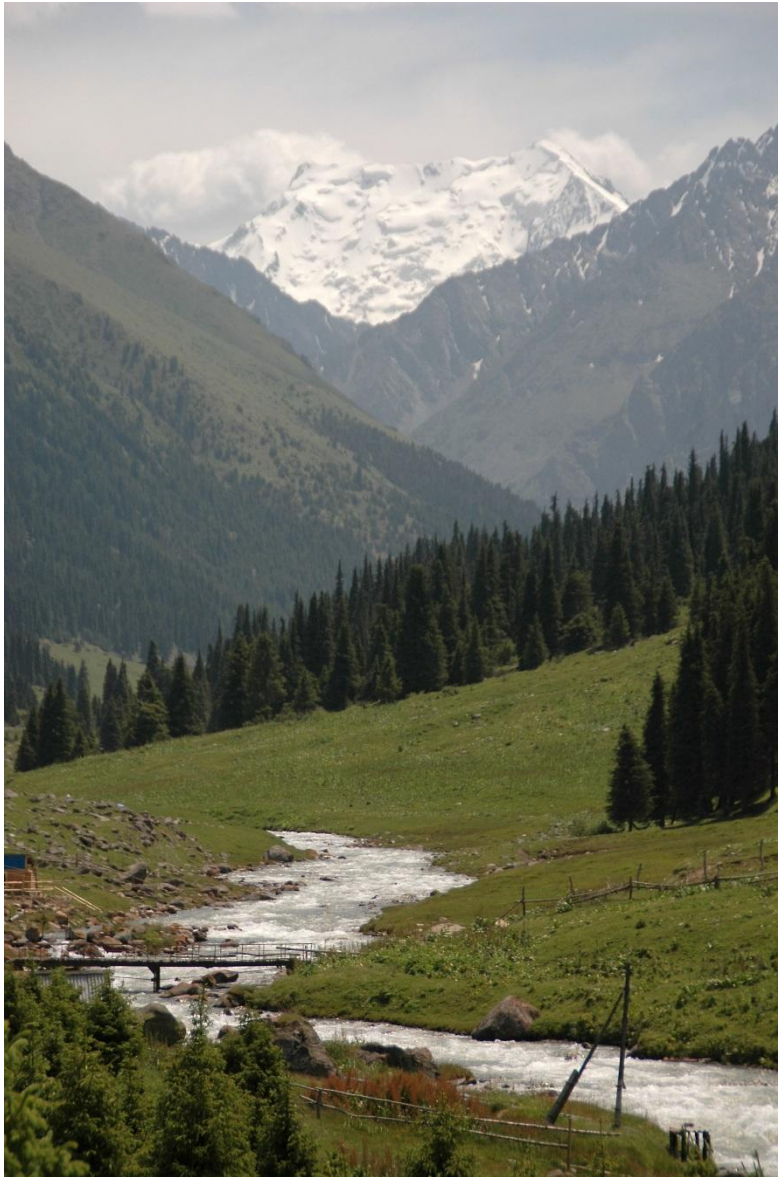
Begleitung am See (Foto: D.).



Landschaft am Yssykköl

Mittwoch, 22. Juli / Karakol.

Ein Schälchen mit frischen, wunderbar süßen Himbeeren auf dem Tisch versöhnt mich mit unserem Frühstück. Erneut holt uns ein Militärtransporter ab, allerdings ein anderer als gestern. Der Fahrer kommt mir verändert vor, er ist deutlich zurückhaltender als gestern, irgend etwas an ihm vermag ich nicht richtig einzuordnen. Vielleicht liegt es auch an der Fahrt, die uns bevorsteht. Denn was nun beginnt, hatten wir uns doch etwas anders vorgestellt. Nach einer 20 Kilometer langen Anfahrt erreichen wir eine Schranke, die den Zugang zu den Bergen versperrt. Unter Hinweis auf die Waldbrandgefahr notiert ein Wärter unsere Namen. Und dann geht es los ... Wir geraten auf einen Weg, wie ihn keiner von uns je erlebt hat. Auf dem unbeschreiblich holprigen, von Geröll, Schotter und zahlreichen Steinen jeder Größenord-



Im Hochgebirge.

nung übersäten Weg kann der Wagen, der jetzt auf 4-Rad-Antrieb umgeschaltet hat, kaum Schritt fahren. Tiefen Schlaglöchern ausweichend, geht es buchstäblich über Stock und Stein. Trotz des geringen Tempos werden unsere Innereien gründlich durchgeschüttelt, mehrfach werde ich bis zum Wagendach hochgeschleudert. D., der am meisten von uns leidet, wird immer blässer.

Unterwegs kommen uns kirgisische Reiter und ein paar unter schwerem Gepäck keuchende Jungs entgegen. Es sind Begleiter von Trekking-Touren, die den zurückkehrenden Touristen ihr Gepäck voraustragen.

Einem Gischt sprühenden Gebirgsfluss folgend, quälen wir uns hin und her schwan-kend und im Zickzackkurs Steinen und Schlaglöchern ausweichend durch ein schmales Gebirgstal, bevor es über enge Serpentina-llen allmählich in die Höhe geht. Auf schmalstem Weg an steilen Abhängen vorbei kurvend, blicken wir auf das weiße Rinnsal des Flusses zurück, der sich vor einer

dunklen Waldwand durch das Tal schlängelt. Auf den grasbewachsenen Hängen, die sich neben uns in die Höhe ziehen, funkelt ungerührt ein buntes Meer von Wiesenblumen in der Sonne.

Drei Stunden lang werden wir heftigst durchgeschüttelt, dann erreichen wir unser Ziel, ein breites, tiefgrünes Tal, in dem zwei, drei Häuser stehen. Hier kann man eine Rast einlegen, bevor man sich auf die große Tour in die Berge begibt. Auf den Grasflächen weiden Pferde, denen man die Beine zusammengebunden hat, und Kühe friedlich vor sich hin. Reiter traben gemächlich vorbei. Im Hintergrund erheben sich die Schneekuppen eines mächtigen Gebir-

ges. Ein Wasserbecken wird uns zum Schwimmen angeboten, aber bei den hier oben schon deutlich niedrigeren Temperaturen (22° Celsius misst H's Taschenkompass) verzichten wir gern, zumal ein kräftiger Wind weht. Ich trage heute seit vielen Tagen erstmals wieder ein langärmliges Hemd und Halbschuhe.

Auf der Hinfahrt hat uns ein 75-jähriger Deutschrusse begleitet, der in Salzgitter lebt. Sein Großvater, erzählte er uns, sei aus Deutschland in die Ukraine ausgewandert. Als er zwei Jahre alt war, wurde die Familie unter Stalin nach Kasachstan umgesiedelt. Als 16-jähriger Bursche erhielt er einen Ausweis, mit dem er sich unter Strafandrohung von drei Jahren maximal zwei Kilometer von seinem Dorf entfernen durfte. Nach der Stalinzeit siedelte die Familie nach Kirgisistan um. Trotz dieser Erfahrungen betont er, dass die russische Bevölkerung die Deutschstämmigen, deren Fleiß und Leistungsfähigkeit hoch geschätzt worden seien, immer gut behandelt hätte. Wenn es Probleme gegeben habe, hätten dies Politiker angezettelt. Überhaupt hält er viel von den Russen, während die Kirgisen faul und schmutzig seien und wirtschaftlich nichts zuwege brächten.



Karakol: die Dreifaltigkeitskirche von 1895.

Er erzählt uns, er habe Verwandten in Karakol mit deutschem Material ermöglicht, eine Autowerkstatt aufzuziehen, die weithin für ihre Qualität bekannt sei. Doch der Staat behindere durch hohe Steuern privatwirtschaftlichen Erfolg. Mehrmals im Jahr bringe er Material von Deutschland nach Karakol, sieben Tage brauche er dafür mit dem Auto. Er wäre selbst lieber hier oder in Russland geblieben, doch für Rentner gebe es keinerlei Perspektiven. Er lobt den 2005 gestürzten alten Präsidenten Kirgisistans – *ein Doktor!* –, der neue taue nicht viel. Die Unabhängigkeit habe für Kirgisistan nichts gebracht, weil die Kirgisen nicht in der Lage seien, selbstständig zu wirtschaften. Allein die Russen hätten sie dorthin gebracht, wo sie jetzt stehen. Heute fehle es in Kirgisistan an Ordnung. Wie in Sibirien hören wir auch von ihm das Jammerlied von den Millionen Chinesen. Wie die „Ameisen“ seien sie, klagt er, überzeugt davon, dass die Chinesen das Land mit ihren Bevölkerungsmassen überfluten wollten. Doch erst einmal, freut er sich, habe die Regierung sie hinausgeworfen, es sei ihnen nicht mehr erlaubt, hier Handel zu betreiben.

Bevor wir uns ohne den Alten, der zum Angeln im Ort bleiben will, auf die Rückfahrt begeben, klärt sich ein großes Missverständnis auf, als uns „unser“ Fahrer entgegenkommt und uns unverständlicherweise die Hände schüttelt. Ich bin verwirrt. Hat er schon ein paar Wodka intus? Will er uns auf den Arm nehmen? Doch wenig später taucht zu unserer Überraschung

ein Zweiter seines Schlags auf. Lachend klären sie uns auf: Unser Fahrer heute ist der Bruder des Fahrers von gestern. Wir haben es mit Zwillingen zu tun und eine Verwirrung wie unsere erleben sie nicht zum ersten Mal.

Nach der Fahrt haben wir alle mächtig wacklige Beine. Wir haben eine Höhe von 1200 Metern erreicht. Mit den 1600 Metern, die Karakol ohnehin schon über dem Meeresspiegel liegt, sind wir also auf insgesamt 2800 Meter Höhe gestiegen. Alles in Allem ist mir bei dieser Fahrt einmal mehr bewusst geworden, dass mich solche alpinen Landschaften, so sehr ich ihre Schönheit auch abstrakt zu erkennen vermag, wesentlich weniger berühren als flache Felder- oder Seen- und Flusslandschaften, wie wir sie gestern gesehen haben. Zumindest für mich, den diese Landschaft ziemlich kalt lässt, hat sich der Stress des Ausflugs kaum gelohnt.

Vor unserem Restaurant erscheint jeden Abend ein abgerissener Junge in verschlissenem, braunem Mantel, um zu betteln. Er hat einen verkrüppelten Fuß und harte, kluge, wissende Augen. Vom Restaurant erhält er jedes Mal eine Plastiktüte mit Essen. Das ist der Deal zwischen ihnen, damit er den Gästen nicht lästig wird.



Das neue Karakol.

Donnerstag, 23. Juli / Karakol.

Unser *Guesthouse Elita* organisiert uns für 6000 KGS, also 90 Euro, die Überfahrt nach Almaty, unserer Rückflugstation. Auch diese Tour durch das abgelegene Karkara-Tal, die ich für eine der schwierigsten gehalten hatte, scheint also ohne Probleme zu klappen. Der Preis entspricht dem, den der *Lonely Planet* nennt.

Während D., vom gestrigen Tag noch erschlagen, im Bett bleibt, spaziere ich mit H. über das Zentrum hinaus zur anderen Seite der Stadt. Hier dominieren offizielle Bauten, nahe der Universität ist sogar noch ein Lenindenkmal erhalten geblieben. Weiter zum Rand der Stadt hin hässliche, heruntergekommene Hochhäuser, zwischen denen ein paar einstöckige Häuser stehen geblieben sind, die sich in den aufgerissenen, von Geröll übersäten Straßen wie verloren ausnehmen. In dieser trostlosen Szenerie verbergen sich zwei Moscheen. Die erste, mit einem großen, lichten Gebetsraum, hebt sich inmitten einer wild wuchernden Grasfläche als karger, schmuckloser Bau vor einer tristen Hochhauskulisse ab. Von einem freundlichen Wächter mit Käppi und Bart werden wir anstandslos hineingelassen und dürfen auch fotogra-

fieren. Die zweite Moschee, gänzlich ohne Nägel aus mit üppigen Schnitzereien versehenem, rot und blau gestrichenem Holz errichtet, sieht aus wie ein buddhistischer Tempel. Inzwischen Museum, wurde sie 1910 von Chinesen für die lokale Gemeinschaft der *Dunganen* gebaut, Nachkommen der *Hui-Chinesen*, einer muslimischen Volksgruppe, die in den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts aus China floh und sich mit den zentralasiatischen Völkern vermischt hat.

Im Zentrum spüren wir noch einen hübschen kleinen, etwas verborgen in einem Innenhof gelegenen Markt auf, wo Obst und Gemüse und auch frischer und getrockneter Fisch aus dem See verkauft werden. Doch um diese Zeit haben wir keine Lust zu probieren. In einem verkramten Souvenirladen, wo ich ein aus Holz geschnitztes Spielzeuginstrument erwerbe, erzählt man uns, dass am Samstag *Sticker* einträfen. Bisher haben wir überall vergeblich danach gefragt. Dann sind wir jedoch schon in Almaty.

Abends treffen wir uns im zweiten Restaurant Karakols, einem großen, düsteren Raum, der viele Jugendliche anzieht, mit zwei kirgisischen Deutschstudentinnen. D. hat die beiden mittags auf dem Markt angesprochen und eingeladen. Beide sind flott in westlichem Stil gekleidet und geschminkt. Eine war im Rahmen eines Austauschprogramms schon mal zwei Monate in Braunschweig und spricht fließend Deutsch. Hier im Norden, auch in Bischkek, erzählen sie uns, bewegten die Frauen sich viel freier als im Süden, hier müssten sie nicht wie in Osch zu Hause sitzen, könnten sich auch mit Männern treffen und dürften sich auch locke-



Mit kirgisischen Studentinnen beim Abendessen (Foto: D.)

rer anziehen. In Kirgisistan gebe es keine Probleme zwischen den Religionen, behaupten sie, allerdings wünschten ihre Eltern, dass sie Moslems heirateten, und sie selbst wollten dies auch.

Auf die Frage, warum es trotz der nahen Grenze so wenig Berührung mit den Chinesen gebe, winden sie sich. Vielleicht wegen der hohen Berge? Das Durchschnittseinkommen in Kirgisistan, das zu den ärmsten Ländern der Welt gehört, beziffern sie mit 8000 KGS, also 120 Euro, im Monat. Sie müssen

300 Euro im Jahr für ihr Studium bezahlen. Bei armen Familien springe unter bestimmten Umständen jedoch der Staat ein. Nach ihrem Abschluss könnten sie Lehrerinnen werden, doch das werde schlecht bezahlt und genieße geringes Prestige. Als Dolmetscherinnen verdienen sie wesentlich mehr.

Die *Amerikanische Universität von Zentralasien*, die wir in Bischkek gesehen haben, sei eine teure Eliteuniversität, für deren Besuch 1000 Euro im Jahr zu bezahlen sei. Mit ihrem von internationalen Lehrkräften bestrittenen Lehrangebot erreiche sie die gesamte zentralasiatische Region. Im Fernsehen, das über uns läuft, sehen wir Bilder von einer Wahl. Heute werde der kirgisische Präsident gewählt, klären sie uns auf, wovon wir erstaunlicherweise bisher nichts mitbekommen hatten. Der Frage, wer der bessere Kandidat sei, weichen sie aus, Kirgisistan sei eine Demokratie. Während ich die Bearbeitung dieser Aufzeichnungen abschließen – im Mai 2010 –, hat gerade ein neuer Umsturz, der Dutzende von Toten gekostet hat, zur erneuten Absetzung des Präsidenten geführt.

D., sichtlich stolz auf seine Eroberung, ist der perfekte Gastgeber, der die beiden als Mann von Welt begrüßt und bewirtet und sie selbstverständlich auch zum Essen einlädt, was sie ohne zu zögern annehmen. Über eine förmliche Konversation geht das Gespräch letztlich aber nicht hinaus und mich langweilt das schnell. Nach zwei Stunden, gegen 21 Uhr, verabschieden sie sich, weil sie noch tanzen gehen wollen.

Kasachstan.

Freitag, 24. Juli / Karakol-Almaty.

Um 10 Uhr morgens steht wie verabredet ein großer Toyota vor unserem Quartier. Damit der Fahrer das Benzin bezahlen kann, müssen wir einen Teil des Fahrpreises schon vorab begleichen. Bis zur Grenze folgen wir einer holprigen Schotterstraße über eine weite Ebene, die unter dem klaren, blauen Himmel noch mal ein großartiges landschaftliches Schauspiel bietet. Bis zum Horizont, als sanfter Kontrast zu den Bergen im Hintergrund, zieht sich ein atemberaubendes Spiel der Farben, ein schillerndes Kaleidoskop aus satten, saftigen Grüntönen und den Farben unzähliger kleiner bunter Wiesenblumen. Ein wahrhaft grandioser Abschied von Kirgisistan.

Um die Mittagszeit erreichen wir die Grenze, ein paar einfache Baracken auf offener Strecke. Zur Gepäckkontrolle schaut ein Beamter in den Kofferraum, fragt: *Kalaschnikow?*, grinst und lässt die Klappe wieder fallen. Von der anderen Seite kommt ein sonnengebräunter, bezopfter Motorradfahrer angebraust. Aus Regensburg ist er über die Ukraine, die Türkei und den Iran hierher gelangt und will weiter in die Mongolei. Binnen einer Stunde haben wir die Kontrollen hinter uns gebracht.



Unterwegs nach Kasachstan.

Auf der kasachischen Seite wird die Straße besser. Das kräftige Grün weicht einer öden Steppe, die sich mit kahlen, braunen Hügeln abwechselt, bis die Landschaft hinter Kegen wieder flach und eintönig wird. Im Speckgürtel von Almaty nimmt der Verkehr stark zu. Wie in Kirgisistan sehen wir vorwiegend deutsche Automarken. Mercedes, BMW und Audi sind hier fast stärker vertreten als auf deutschen Straßen.

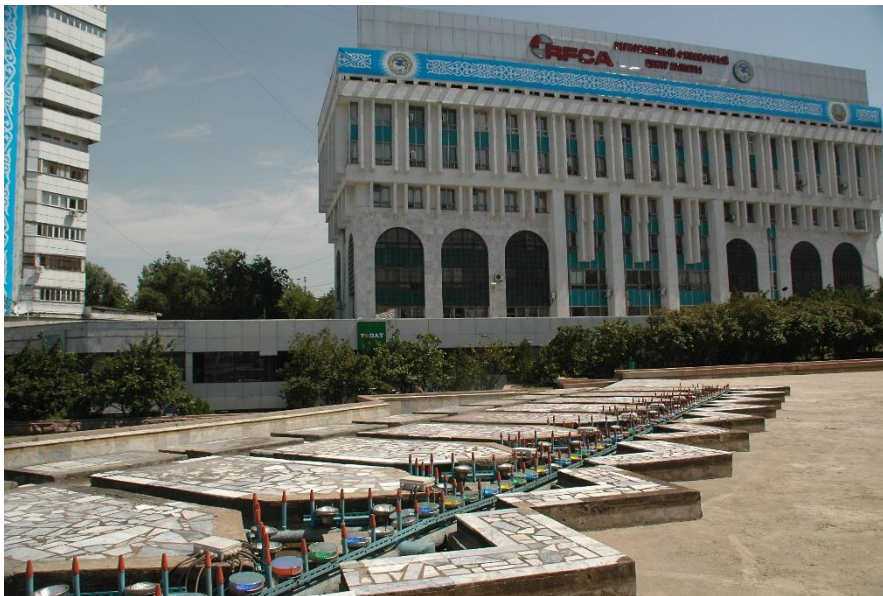
In Almaty großstädtischer Verkehr, eine westlich anmutende Metropole, wie wir sie mit Ausnahme von Baku bisher auf dieser Reise nicht gesehen haben. Das an der zentralen *Dostyq* gelegene *Hotel Kasachstan*, das wir uns ausgesucht haben, ein mächtiger phallischer Klotz vom Baujahr 1977, wartet mit horrenden Preisen auf, die uns gleich klar machen, auf was wir uns hier einzustellen haben. Selbst für ein unrenoviertes Zimmer mit schäbigem Bad und ohne Air-Con müssen wir 15000 *Tenge* bezahlen, was 69 Euro entspricht. Das trifft mich voll, da auch für mein Zimmer der volle Doppelzimmerpreis anfällt, da gibt das Mädchen an der

Rezeption kein Pardon. D., dem der ganze Laden nicht passt, fängt gleich wieder an mit ihr zu streiten, doch jetzt noch eine Alternative erkunden? Am Ende streiten wir uns alle, weil wir uns nicht einig werden, wer von uns eine Bank suchen soll, um Geld abzuheben. In der Lobby europäische Preise, ein Bier kostet 3,70 Euro.

Zu guter Letzt erweist sich auch das auf nostalgisch getrimmte russische Restaurant, in dem wir auf Empfehlung unseres *Guidebook* zu Abend essen, als bestenfalls mäßig. Meine eingelegten Pilze lasse ich zurückgehen, weil sie völlig versalzen sind.

Samstag, 25. Juli / Almaty.

Das üppige Frühstücksbuffet, das wir auf einer luftigen Terrasse im zweiten Stock einnehmen, versöhnt uns ein wenig mit dem Hotel. Es ist unser vorletzter Tag und wenn wir uns



Stillgelegte Brunnen im Regierungsviertel von Almaty.

auch keine großen Ausflüge mehr vornehmen, so wollen wir doch die Stadt noch ein wenig kennenlernen. Ihre alte Bezeichnung *Alma-Ata* hatte für mich immer einen magischen Klang. Der *Respublika Alanghy*, der zentrale Platz der Stadt, ist durch Bauzäune verstellt. Monströse, noch aus sowjetischer Zeit stammende Repräsentationsbauten gruppieren sich um das *Denkmal der*

Unabhängigkeit, das auch hier nicht fehlen darf. Sämtliche Brunnen sind ausgeschaltet und trocken. Durch baumbeschattete Nebenstraßen setzen wir unseren Weg fort. Auf den Bänken halten Passanten kleine Schwätzchen. Kinder schauen fickenden Tauben zu. D. beendet dann unseren kleinen Ausflug. Wegen eines Schwächeanfalls müssen wir wieder ins Hotel zurück. Stunden später hat er Almatys Höhenlage (2000 Meter) als Ursache identifiziert. Da er auf seinem Bett ins Grübeln zu verfallen drohe, wie er uns verkündet, nehmen wir unseren Spaziergang wieder auf. Unversehens geraten wir in eine Gegend, wo wir sogar ein billiges Restaurant finden. Vermutlich noch zu Sowjetzeiten als eine Art futuristisches Raumschiff gebaut, hat es mit den Jahren reichlich Patina angesetzt. Das leckere Nachmittagssüppchen, das wir im Garten zu uns nehmen, kostet hier nur 1,50 statt 4,50 Euro, wie in unserem Viertel üblich. Harte Kontraste in der Stadt!

Ein paar hundert Meter weiter eine von Plattenbauten umrahmte Fußgängerzone, die ein kleines Vergnügungszentrum darstellt. An den Losbuden und Imbissständen tummelt sich das Volk. Straßenmaler verkaufen Bilder, die sich genauso kitschig ausnehmen – noch viel mehr als in Deutschland –, wie wir es schon in Bischkek gesehen haben. Ein Plakat verheißt eine Oben-ohne-Disco, überall grelle, schrille Lockfarben. Hier flaniert das Volk und hier fühlen wir uns gleich viel wohler. Zwischendurch versuche ich in einem gestylten Businesscenter eine E-Mail zu verschicken, doch kurz vorm Senden versenke ich sie durch einen falschen Tastendruck. Ich riskiere ein Eis zu essen, das mir nicht besonders schmeckt. Nachdem wir diese „normaleren“ Ecken gefunden haben, kann ich mit meinem Zimmerpreis besser leben, ich freue mich auf einen zweiten Tag in Almaty.

Am Abend finden wir unser billiges Restaurant verschlossen vor. Also wieder in die Fußgängerzone. Wir landen in einer Art offenem Bierzelt an langen Holztischen. Viele herausgeputzte junge Leute, alles ein bisschen szenig, hierher geht man aus. Am Tisch gegenüber zwei schick gestylte, hübsche Frauen Mitte Zwanzig. Eine von ihnen, mit großen, ausdrucksvollen Augen, flirtet unverhohlen mit mir. Neben mir sucht auch D. heftig Blickkontakt. Nach ein paar Minuten setzen sich zwei schon etwas ältere Männer an ihren Nachbartisch. Jovial und aufgedreht und nach viel Geld riechend, kommen sie mit den Mädchen schnell ins Gespräch. Bald sitzen sie neben ihnen. D. ist sichtlich vergnügt. Als sie aufgegessen haben, gehen die Vier gemeinsam hinaus, wir sehen sie auf dem Vorplatz noch lange miteinander reden – oder vielleicht auch verhandeln. Da dies alles erstaunlich schnell und unkompliziert ablief, vermuten wir eine Art Gelegenheitsprostitution, denn nach echten Professionellen sahen die beiden Mädchen nicht aus.



Das alte Kasachstan ...

Sonntag, 26. Juli / Almaty.

Während D., nie um eine Ausrede verlegen, so kurz vor der Abfahrt *kein unnötiges Risiko mehr eingehen* will und eine Auszeit einlegt, setzen H. und ich den gestrigen Spaziergang fort. Über die Fußgängerzone hinaus führt er uns zu einem stickigen Innenbasar, der uns wenig begeistert. Bis zur Oberkante sind die Buden, die die engen

Gänge säumen, mit Haushaltswaren vollgepackt. Außerhalb des Gebäudes am Straßenrand und zwischen den parkenden Autos Obst- und Gemüseverkauf, Straßenhändler mit allem möglichen Krimskrams, quirliger Betrieb. Über die viel befahrene Straße gehen wir weiter zu

der neuen, 1999 errichteten Moschee. Als größtes Gebetshaus Kasachstans kann sie bis zu 3000 Menschen fassen, doch außer ihrer Größe finde ich an ihr nichts Bemerkenswertes.

Auf den ersten Blick ist Almaty keine besonders schöne Stadt. Mit 1,3 Mio. Einwohnern ist sie eine moderne zentralasiatische Metropole, mit westlichen Geschäften, die alle Luxusmarken vertreten, mit blank gewienerten Limousinen und gut gekleideten Geschäftsleuten mit ihren schicken Frauen, mit teuren Cafés



... und die Verführungen des Westens.

und Bars, wo die vollkommen im Westen angekommene *Jeunesse dorée* der Stadt auf der Straße sitzt und sich bewundern lässt. Große Werbeplakate stehen für dieses moderne, westliche Almaty. Doch die Stadt hat auch eine andere Seite, die noch stark von der sowjetischen Zeit geprägt ist. Aus ihr stammen mächtige staatliche und kulturelle Repräsentationsbauten, die sichtlich Patina angesetzt haben, aber auch viele verfallende Wohnklötze, deren trostloses Grau sich hinter dem üppigen Grün versteckt, mit dem hohe Straßenbäume die tristen Fassaden überdecken. Eine dritte Seite ist die muslimische, von der am wenigsten zu

spüren ist. Allenfalls in der Nähe der Moschee halten sich ein paar Frauen mit Kopftuch auf, sonst dominiert überall westlicher Look mit Jeans, kurzen Röcken und T-Shirts auf den Straßen. All dies steht nebeneinander und vermischt sich zu einem manchmal mehr ins Gräuliche, manchmal mehr ins Bunte changierenden, aber immer lebendigen Bild: moderne Bauten neben sowjetischem Grau, schicke Läden neben kleinen Märkten und Billigläden, wo Obst und Gemüse und andere Dinge für den täglichen Bedarf verkauft werden, Kopftücher neben Hot Pants. Die Menschen begegnen uns in der typischen Manier von Hauptstädtern, die Fremde gewöhnt sind, gleichgültig, desinteressiert, aber nie unfreundlich oder ablehnend.



Der alte Glanz verfällt.

D. regt sich wegen einer vermeintlich unberechtigten Telefonrechnung auf, aber ich glaube, dass er die Zusammenhänge nicht wirklich durchschaut. Misstrauisch und immer in Habachtstellung, fährt er lieber mal schnell aus der Haut, statt sich die Mühe zu machen, eine Sache in Ruhe zu durchdenken. Gegen Mittag hat er sich noch mal allein auf den Weg gemacht und tatsächlich *Sticker* für uns alle gefunden.

Wieder ins selbe Restaurant in der Fußgängerzone. Zum Abschluss unserer Reise finden wir hier sogar den *Пять-Озер* [Fünf-Seen]-Wodka, der 2007 in Čita für uns zum Kultgetränk geworden war ...

Montag, 27. Juli / Almaty-Riga-Berlin.

Der Abreisetag. Frühmorgens wache ich, noch ehe der Wecker klingelt, unruhig auf, weil ich mein Frühstück erwarte. Das hatten wir gestern noch bei einem sich sehr wichtig nehmenden indischen Lakai, der sich hochtrabend *Lunch Manager* nannte, aufs Zimmer bestellt. Doch ich warte vergeblich, nichts rührt sich. Langsam werde ich unruhig, die vereinbarte Zeit ist längst überschritten. Endlich rufe ich bei der Rezeption an. Eine Minute später ruft die Küche zurück: Was ich denn essen wolle? Dabei hatten wir gestern alles genau besprochen ... Viel zu spät kommt dann endlich das Mädchen und stellt mir ein Tablett mit Brötchen, Wurst, Ei und Tee auf den Tisch, Köstlichkeiten, die ich nur noch in aller Hast hinunterschlingen kann. Die Hälfte lasse ich liegen. Von D. und H. höre ich, dass es dort dasselbe

Drama gab, der Kellner habe sogar noch versucht, Geld zu kassieren. Ich kann mir sein Gezeter lebhaft vorstellen.

Jerewan wiederholt sich bei diesem Rückflug nicht. Wie geplant landen wir, wieder nach Zwischenstopp in Riga, am frühen Nachmittag in Tegel.



Abschied von Zentralasien.

Damit geht eine seltsame Reise zu Ende, die uns nach aufregendem Start von den Wüsten Turkmenistans bis in die fruchtbaren Seenlandschaften, Gebirgstäler und Steppen Kirgisistans geführt hat. Wir wollten ein Bild von der Vielfalt Zentralasiens gewinnen und das ist uns zweifellos gelungen, auch wenn wir vieles nur antippen konnten. Dazu gehörten die prächtigen Monumente islamischer Baukunst in Usbekistan, dazu gehörten, schon ganz nah an Afghanistan, die stolzen Menschen der tadschikischen Hauptstadt, dazu gehörten die Traumlandschaften Kirgisistans und vieles mehr. Dennoch: Im Gegensatz zu den Reisen der letzten Jahre mangelte es zumindest mir diesmal an der letzten Begeisterung. Lag es an den Magenproblemen, die uns allzu lange beschäftigt haben? An der nicht ganz glücklichen Dreierkonstellation mit einem lustlosen, körperlich spürbar überforderten D.? An der ungünstigen, viel zu heißen Jahreszeit? Oder ist es mir einfach nicht gelungen, eine innere Beziehung zu dem aufzu-

bauen, was ich gesehen und erfahren habe, weder zu den Landschaften (mit Ausnahme Kirgisistans) noch zu den Menschen? Wahrscheinlich hat alles irgendwie zusammengespielt. Aber letztlich ist das unwichtig: Reisen heißt Erfahrungen machen, und wer nur das Positive sucht, lernt nicht zu unterscheiden. Deshalb bedauere ich nicht, diese Reise gemacht zu haben. Die nächste wird mich wieder woanders hinführen.

Als wir in Berlin ankommen, ist es kalt und es regnet. Wir gehen unserer Wege.

Zentralasien, Berlin, Juni 2009-Mai 2010.